



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 184 | **JULI/AUGUST 2017** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkaufsausweis

2 Euro



OASEN IN DER STADT

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Der Zeitungsverkauf und das Schreiben bringen neben dem Zuverdienst das Gefühl, gemeinsam etwas geschaffen zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion.

Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13, kupfermuckn@arge-obdachlose.at, www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:

Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Daniel Egger (de), Redaktion und Vertrieb
Walter Hartl (wh), Layout, Technik
Simon Grabner (sg), Zivildienstler

Redakteure: Angela, Anton, Anna Maria, August, Bertl, Christine, Claudia, Daniela, Erich, Georg, Helmut, Johannes, Manfred R., Manfred S., Michelle, Sonja, Ursula, Walter; Freie Mitarbeiter: Gerald, Margit, Gabi

Titelfoto (dw): Johannes am Bauernberg

Auflage: 47.000 Exemplare

Bankverbindung und Spendenkonto

Arge Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz
IBAN: AT46186000010635860, BIC: VKBLAT2L

Ausgabe in Linz, Wels, Steyr und Vöcklabruck

Wohnungslose, sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montag bis Freitag zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkaufsausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den Verkäufern.

Arge für Obdachlose,

Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37,
Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663
Verein Wohnen Steyr, B 29,
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.^a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com



Im Gedenken an Schwester Benildis

Am 8. Mai starb Hannelore Wimbauer, wie »Schwester Benildis« mit bürgerlichem Namen hieß. Uns allen in der Wohnungslosenhilfe Oberösterreich bleibt sie für ihr Engagement als Gründerin des »Vinzenzstüberl«, der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul im Jahr 1998 in Erinnerung. Diese Wärmestube für Wohnungslose und Bedürftige bietet weit mehr als ein warmes Mittagessen, das es als »Klostertsuppe« bei den Barmherzigen Schwestern schon seit der Gründung gab. »Manchmal tut es den Leuten gut, wenn man sich einfach mit ihnen unterhält«, war ihre Erfahrung. Sie kannte alle ihre Besucher mit Namen und half überall, wo es möglich war. Sie scheute keine Mühe, wenn

sie Jahr für Jahr den Flohmarkt organisierte, um damit das »Vinzenzstüberl« zu unterstützen. Nach den ersten Jahren in der Langgasse zog das Vinzenzstüberl in die Herrenstraße. »Einmal am Tag braucht jeder Mensch eine anständige warme Mahlzeit«, war ihre Überzeugung, und so können täglich oft über hundert Besucher sogar zwischen verschiedenen Menüs aus der Krankenhausküche wählen. Daneben gibt es Ruheräume, wo sich Obdachlose hinlegen können, Waschmaschinen, Duschen und ein sehr gut sortiertes Kleiderlager. »Für jedes Kleidungsstück verlangen wir zehn Cent, damit die Menschen wissen, dass es einen Wert hat und nicht achtlos weggeworfen wird, wenn es schmutzig ist«, war ihre Philosophie. Besonders wichtig ist das eigene Arztzimmer, in dem jeden Mittwoch eine kostenlose ärztliche Versorgung, für die meist nicht krankenversicherten Obdachlosen angeboten wird. Im Jahr 2011 übergab Schwester Benildis die Leitung des Stüberls in die Hände von Schwester Tarcisia, die seither ihr Werk fortführt und ausbaut. So sind die Schwestern auch Mitinitiatorinnen des »Help-Mobils«, das an verschiedenen Linzer Orten Hilfen für Obdachlose anbietet. Soweit es ihre Kräfte zuließen, organisierte Schwester Benildis in der Folge noch Hilfslieferungen in osteuropäische Länder. Schon im Jahr 1958 trat sie nach einer Ausbildung als Kindergärtnerin und Horterzieherin in die Kongregation ein und weihte ihr Leben ganz Gott und der Gemeinschaft. Für ihre vielen karitativen Tätigkeiten erhielt sie im Jahr 2006 den Menschenrechtspreis des Landes Oberösterreich. Liebe Schwester Benildis! Danke für deine stets gelebte Nächstenliebe, aber auch für deinen Mut und die Kraft, die notwendigen Hilfen für Menschen in Not umzusetzen.

Achten Sie bitte auf den Verkaufsausweis



Liebe Leserinnen und Leser!

Bitte kaufen Sie die Kupfermuckn ausschließlich bei Verkäuferinnen und Verkäufern mit sichtbar getragenen und aktuellem Ausweis. Nur so können Sie sicher sein, dass auch wirklich die Hälfte des Ertrages der Zielgruppe zugute kommt. Das sind Wohnungslose und Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben.



Ohne eigene Eltern aufgewachsen

Mein leiblicher Vater ist schwer alkoholsüchtig

Mein Name ist Thomas, ich bin 37 Jahre alt und habe eine Zwillingsschwester. Geboren bin ich in Wels. Die ersten drei Jahre wuchs ich bei meinen leiblichen Eltern auf. Mein leiblicher Vater ist schwer alkoholsüchtig, meine Mutter war schwer medikamentenabhängig. Da sich unsere Eltern kaum um uns kümmerten, holte uns die Polizei im dritten Lebensjahr aus der Wohnung. Grund war unter anderem Unterernährung. Meine Schwester und ich wurden zur Adoption freigegeben. Meine Adoptiveltern konnten keine Kinder bekommen, und deshalb hatten sie sich für uns beworben. Es war für mich eine beson-

dere Zeit. Bis zum sechsten Lebensjahr durften wir bei ihnen aufwachsen. Wir mussten vieles nachholen, da wir mit drei Jahren noch nicht reden und gehen konnten. Rein waren wir auch noch nicht. Ab dem sechsten Lebensjahr änderte sich für uns alles. Unsere Eltern schlossen sich dann einer extremen freikirchlichen Sekte an. Unsere Kindheit war von diesem Zeitpunkt an sehr überschattet von brutaler körperlicher Gewalt und noch viel Schlimmerem. Durch diese körperliche Gewalt ging es uns auch psychisch schon bald sehr schlecht. Meinen ersten Selbstmordversuch verübte ich mit 19 Jahren. Da die Gewalt von Jahr zu Jahr immer schlimmer wurde, flüchteten meine Schwester und ich zu Freunden. Aber so richtig glauben konnte uns keiner. Nach außen hin zeigte diese Familie ja eine

heile, fast schon heilige Fassade. Da konnte niemand hineinschauen, was da innen wirklich vor sich ging. Nur wir bekamen es mit aller Härte zu spüren. Mir ging es psychisch dann schon so schlecht, dass ich mit 16 Jahren immer öfter zum Alkohol griff, um meine Sorgen und Ängste zu betäuben. Mit 17 beschloss ich dann, eine Therapie zu machen. Drei Monate war ich in Behandlung. Danach kam ich in eine Wohngemeinschaft für psychisch Kranke. Im Jahre 2000 bekam ich die Nachricht, dass meine Adoptiveltern bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen waren. Auf der einen Seite erfüllte es mich mit Schmerz, auf der anderen Seite muss ich sagen, dass auch eine Art innere Erleichterung aufkam. Da ich meine Kindheits-Erlebnisse nie richtig verarbeitet hatte, griff ich immer öfters zur Flasche.



Genormter Alltag im Kinderheim: Zähneputzen, 1960er Jahre, Quelle: Bestand MA 11, Wien

Da ich heute Probleme mit Alkohol habe, habe ich mich für eine ausgedehnte Alkohol- und Psychotherapie entschieden. Ich erwarte mir da Unterstützung, um meine psychischen Kindheitstraumata zu be- und verarbeiten und meine Alkoholsucht zu bekämpfen. Da ich mir ein Leben ohne Alkohol wünsche, ist es für mich der wichtigste Weg, den ich jetzt gehen werde. Soviel vorerst zu meiner Lebensgeschichte. Ich bedanke mich vor allem bei der Notschlafstelle und beim Tageszentrum für die Unterstützung. *Thomas*

Ich wurde oft herumgereicht wie ein Paket mit der Post

Als kleines Kind wurde ich von meinen leiblichen Eltern zu Pflegeeltern gebracht. Bei meiner Pflegefamilie lebten zehn Kinder. Ich war das schwarze Schaf. Immer, wenn etwas passiert war, gab man mir die Schuld dafür. Ich wurde oft geschlagen und musste zur Strafe stundenlang ruhig in der Ecke stehen. Als das Jugendamt Wind davon bekam, wurde ich in ein Heim gebracht. Dort lernte ich meinen besten Freund Mario kennen. Wir machten so ziemlich alles gemeinsam. Das waren wun-

dervolle Jahre. Was ich damit sagen will ist, dass es völlig egal ist, ob du bei Eltern, Pflegeeltern oder im Heim aufwächst. Von Heimat kann man reden, wenn man sich gut, geborgen und akzeptiert fühlt. Ich verstand mich mit den Menschen um mich herum sehr gut. Natürlich gab es während meiner Jahre im Heim auch traurige Phasen. Es war schon traurig genug, dass ich ohne Eltern aufwachsen musste. Tagelang ging es mir schlecht. Ich redete kaum, und in der Schule lief es auch nicht gut. In dieser Zeit fühlte ich mich schlecht, ich war heimatlos. Ich wurde in meinem Leben schon so oft herumgereicht – wie ein Paket bei der Post. Aber ich hatte trotz allem immer die Einstellung, das Beste aus jeder noch so schlimmen Situation machen zu wollen. Ich hatte immer den Wunsch, mich wohl zu fühlen. Ich denke, seine Heimat trägt man immer in sich herum, da das Heimatgefühl nicht nur von einem bestimmten Ort oder von bestimmten Menschen abhängt. Es sind hauptsächlich Gefühle und Ereignisse, die Heimat ausmachen. Seit meinem fünften Lebensjahr spielte ich Fußball. Früher trainierte ich bei meinem damaligen Verein dreimal wöchentlich. Und jeden Samstag beim Meisterschaftsspiel. Sobald ich den Rasen betrat, fühlte ich mich Zu-

hause. Ich liebte den Mannschaftssport, den Teamgeist, die Zuschauer und unseren Trainer wenn er schrie, wenn ihm etwas nicht passte. All das war für mich Heimat. Mit 18 Jahren wurde ich Vater eines wundervollen Jungen. An dem Tag, als er zur Welt kam, war ich gerade in der Arbeit. Ich bekam zu Mittag einen Anruf von der Kindesmutter, dass es nun so weit sei. Mir wurde irgendwie komisch im Bauch, weil ich nicht wusste, ob ich wirklich bereit war, Vater zu werden. Ich wollte in meinem Leben schon immer ein Kind haben. Nur fühlte ich mich damals zu jung dafür, da ich noch nicht richtig im Leben stand. Aber ich wusste sofort, ich würde alles für meinen Sohn tun und immer für ihn da sein. Ich wollte meinem Sohn auf gar keinen Fall das antun, was mir angetan wurde. Also fuhr ich ins Krankenhaus und suchte den Kreißsaal, in welchem mein Sohn zur Welt kommen sollte. Als es dann so weit war und ich ihn zum allerersten Mal sah, wusste ich, ich habe alles richtig gemacht. Ich hatte unglaubliche Glücksgefühle und mir kamen vor lauter Freude Tränen. Mir war augenblicklich klar, dass ich am richtigen Platz war, und das war wieder ein Stückchen Heimat. Sogar bei einem gewöhnlichen Sonntag-Nachmittagsspaziergang mit meiner Familie in frischer Luft und bei schöner Aussicht fühlte ich mich zu Hause. Es gibt für mich so viele Momente, in denen ich mich beheimatet fühle. Heimat ist für mich da, wo sich mein Herz wohl fühlt. *Alex (Wels)*

Da flog alles auf, was mir meine Brüder angetan haben

Von 1979 bis 1990 wohnte ich bei meiner Mutter. Doch dann begann mein Leben in Heimen, da die Verhältnisse zu Hause schwierig waren, was ich aber damals nicht verstehen konnte. Meine Brüder aber durften bei Mutter bleiben, das brach mir fast das Herz. Vorerst war ich ein halbes Jahr in Micheldorf in einem Kinderheim untergebracht. Danach wechselte ich bis 1995 nach Waidhofen an der Ybbs in ein anderes Heim. Die Zeit ohne Mutter war für mich kaum auszuhalten. Deshalb habe ich auch dreimal aus dem Heim in Niederösterreich ab. Ich hatte auch Schlimmes erlebt. Ich ging öfters nach dem Hört in die Kirche, um zu beten. Da folgte mir jeden Tag ein 60-jähriger Mann. Eines Tages kamen zwei Nachbarinnen dazu. Sie reagierten schnell und riefen die Polizei. Der Täter musste drei Jahre ins Gefängnis und mir blieb das Heim nicht erspart. Am Anfang fuhr ich alle zwei Wochen an den Wochenenden nach Hause. Bis ich mit 13 schwanger wurde. Da flog alles auf, was mir meine Brüder die ganzen Jahre angetan hatten. Ich durfte nicht

mehr nach Hause. Zu meinen Brüdern habe ich heute noch keinen Kontakt. In dieser Zeit wollte ich sterben. 1995 kam ich wieder nach Linz in die Spattstraße. Dort erfuhr ich das erste Mal, dass man mir zuhörte. Auch in der Nacht hörte man mir aufmerksam zu. Zum ersten Mal war ich mit meinen Sorgen und Ängsten nicht mehr alleine. Endlich konnte ich mich jemandem anvertrauen. Anfangs rebellierte ich noch gegen bestimmte Regeln und reagierte mit Trotz. Die Betreuer hatten jedoch sehr viel Geduld mit mir. So gewöhnte ich mich dann auch an meine Umgebung und fühlte mich wohler. Ich möchte diese Zeit nicht mehr missen. *Claudia*

Im Frauenhaus und im Heim für schwererziehbare Kinder

Als meine Mutter 2007 an Krebs starb, zog ich in demselben Jahr zu meinem besten Freund. Mit ihm wuchs ich sozusagen auf. Da ich hyperaktiv war, hatte ich nur wenige Freunde. Ich zog mit meiner Mutter 1990 nach Wels, weil mein Stiefvater schwerer Alkoholiker und noch dazu sehr gewalttätig war. Oftmals gingen wir zu Fuß zu meiner Oma von Ampflwang nach Vöcklabruck. Manches Mal blieben wir dann eine Woche bei ihr. Hier waren wir sicher vor ihm. Meine Mutter hatte große Angst, und er wiederum hatte Angst vor meiner Oma. Als wir wieder einmal eine Woche bei ihr waren, brachte uns Oma dann in ein Frauenhaus. Das war ein sicherer Ort. Geschiedene Eltern konnten dort miteinander keinen Kontakt haben, und gewalttätige Väter hatten keine Chance, in das Haus zu kommen. Trotzdem stand er fast jede Woche vor der Tür, um mit meiner Mutter zu sprechen. Er sagte immer, dass er sich ändern werde. Einige Male schaffte er es sogar, nichts zu trinken. Jedenfalls war er nüchtern, wenn er zu mir kam. Meine Mutter sagte aber immer, dass sie keine Kraft mehr hätte. Es sei bereits zu viel passiert. Wir wohnten ein Jahr im Frauen-

haus. Dann zogen wir in eine eigene Wohnung. Von dort holte uns unser Vater - eigentlich ist es mein Stiefvater - noch regelmäßig ab. Ein Jahr später ließ er sich schon nicht mehr blicken. In Ampflwang wohnte auch mein bester Freund. Auch dieser verschwand dann aus meinem Leben. Das brach mir das Herz, weil ich ihn seitdem nicht mehr gesehen habe und er mir immer geholfen hatte. Da sich meine Mutter von meinem Stiefvater scheiden ließ, kümmerte sich fortan das Jugendamt um uns. Mein Bruder kam aufgrund seiner Behinderung nach Salzburg in ein Heim für Behinderte und ich kam in ein Heim für schwer erziehbare Kinder. Meine Mutter sagte zu mir, dass sie mich nur für ein zwei Jahre hingeben wollte, aber das Jugendamt drängte darauf, dass ich die Schule fertig machen sollte. Insgesamt wurden mir sechs Jahre meines Lebens genommen. So lange musste ich dort bleiben. Das Heim war brutaler als ein Gefängnis. Als ich 1996 wieder zu meiner Mutter zurückkam, wusste ich nicht, dass sie neun Jahre später sterben würde. Sie wollte immer das Beste für mich, hat immer so hart gearbeitet. Da ich im Heim nur Blödsinn gelernt hatte, war ich dann nicht mehr der Vorzeige-Sohn. Die Heim-Jahre hatten mich geprägt. Im Jahr 2000 heiratete ich. Nach dem Bundesheer fing ich dann an, Haschisch zu rauchen. Es war für mich schwierig, diese Sucht vor meiner Frau zu verheimlichen. Aber es war schwer, weil man vom Rauchen immer rote Augen bekam. Ich hatte immer eine Ausrede parat und sagte, dass ich ein paar Bier getrunken habe. Das mit dem Alkohol glaubte sie mir. Wenn ich gesagt hätte, dass ich Gras rauche, dann wäre es vorbei gewesen, und das wollte ich unbedingt verhindern, da ich mit ihr ein Kind hatte. Leider hielt unserer Beziehung dann nicht mehr lange. Sie war untreu, ich habe sie eines Tages mit einem anderen erwischt. Er war aus Linz und beruflich sehr erfolgreich. Und er hängte ihr gleich ein Kind an. Nach diesem Vorfall zögerte ich nicht lange und reichte gleich die Scheidung ein. So

einfach war es dann aber doch nicht. Denn sie ging gleich auf das Gericht und sagte, dass ich so viel saufe und sie Angst um die Kinder hätte. Dann war es aus. Nach vielen Jahren Beziehungslosigkeit ließ ich mich wieder auf eine Frau ein. Doch auch diese Beziehung scheiterte. Ein Teufelskreis, der seinen Ursprung in der Kindheit hat. *Manuel (Wels)*

Stiefmutter entpuppte sich als eine alkoholabhängige Frau

Ich war erst sechs Jahre alt. Das Leben im Dunkeln war schrecklich. Ich litt ständig an Hunger, meine Eltern waren immer nervös. Das wirklich schlechte Leben stand uns aber erst noch bevor. Meinen drei älteren Geschwistern und mir stand noch ein längerer Leidensweg bevor. Nach meinem ersten Schuljahr mussten wir umziehen. Das Problem bei uns war immer das Geld. Eines Tages reichte das Geld nicht mehr aus, um die Miete zu bezahlen. Also mussten wir dort wieder weg. Immer, wenn wir dachten, wir hätten uns eingelebt und alles würde nun seinen gewohnten Gang gehen, mussten wir umziehen. Innerhalb von acht Jahren mussten wir sechs Mal die Wohnung wechseln. Nirgends habe ich mich zu Hause gefühlt. Meine Eltern stritten damals immer öfter, bis der Druck so groß war, dass man ihm nicht mehr Stand halten konnte. Eines Tages eskalierte der Streit. Ich kam gerade von der Schule, als der Streit seinen Höhepunkt erreicht hatte. An diesem Abend beschlossen meine Eltern, sich scheiden zu lassen. Ich erinnere mich noch daran, dass beide Schwestern weinten und zu mir sagten: »Wir wollen nicht ohne dich leben.« In unserer Verzweiflung wussten wir nicht, was aus uns werden würde. Was wir damals hörte, war, dass jeder unserer Eltern Anspruch auf je zwei Kindern hatte. Das hieß, dass die älteren Geschwister zur Mutter kamen und wir zwei jüngeren zum Vater. Man wollte uns also auseinander reißen. Wir Kinder protes-





Unbeschwerte Kindheit ist keine Selbstverständlichkeit. Foto: privat

tierten. Als es dann zu einer Gerichtsverhandlung kam, bekam mein Vater für uns das alleinige Sorgerecht. Von nun an gehörten wir Kinder einzig und allein unserem Vater. Die Veränderungen kamen eigentlich zur rechten Zeit und zum passenden Moment. Aber der Schein trügte. Alles, was zunächst nach einem Paradies aussah, verwandelte sich bald in relativ kurzer Zeit in eine Hölle. Die Stiefmutter, die so lieb zu sein schien, entpuppte sich als eine alkoholabhängige Frau. Streitereien waren demnach schon vorprogrammiert. Stress und Angst, Schläge und Schreie standen bald schon auf der Tagesordnung. Jeden Abend schlug Papa sie. Wir mussten dabei zusehen. Wir litten unter furchtbaren Albträumen und schliefen kaum noch. Das Essen, das sie für uns kochte, war die reinste Katastrophe. Es war ungenießbar, genauso wie sie. Das war

auch der Grund, warum ich oft hungrig zu Bett ging. Gott sei Dank bekam ich in einem Hort mein Essen. Obwohl ich mich schämte, verlangte ich bei der Ausspeisung immer einen Nachschlag. Mit vollem Magen war ich nicht auf das Abendessen zu Hause angewiesen und konnte dann auch gut schlafen. Als meine Geschwister sahen, dass es so nicht mehr weitergehen konnte, änderten sie ihre Strategie und fingen an, die Stiefmutter »Mama« zu nennen. Das war furchtbar. Die bekamen dann alles, was sie nur wollten. Sie verkauften quasi ihre Seele dem Teufel. Ich blieb meinem Gewissen treu und nannte sie immer nur »Tante«. Sie schlug mich oft, weil ich damals ins Bett machte. Ich war jeden Morgen nass. Das hatte mir nicht viel ausgemacht. Aber anstatt mich zu duschen und mich für die Schule sauber zu machen, schlug sie

mich und so musste ich mit nasser Hose zur Schule gehen. »Was für eine gemeine Frau«, dachte ich mir. Ich konnte wirklich nichts dafür und sie wusste das auch, aber ihr war das so etwas von egal. Sie brauchte einfach jemanden, an dem sie ihre Wut auslassen konnte. Ich war das Opfer für ihre schwachen Nerven. Obwohl meine Geschwister immer zusahen, wie sie mich schlug, und mitbekamen, wie ich litt, halfen sie mir nie. Es war eine schlimme Zeit, wohl das dunkelste Kapitel meines Lebens. *Misel (Steyr)*

So blieb ich bis 15 bei meinen Pflegeeltern, die gut zu mir waren

Mein Name ist Carina, ich bin 22 Jahre alt und möchte heute etwas über mein Leben erzählen. Seit circa drei Monaten wohne ich in der Notschlafstelle. Aufgewachsen bin ich mit vier Geschwistern bei meiner Mutter. Meinen Vater kenne ich leider nicht. Das quält mich auch heute noch sehr. Doch Mama war überfordert und bezeichnete mich als schwer erziehbares Kind. So kam ich mit sechs Jahren in ein Heim. Ein Jahr später wurde ich dann zu Pflegeeltern weitergereicht. In der Volksschule hatte ich schon Schwierigkeiten, weil ich gemobbt wurde. Ich wollte einfach nicht mehr hingehen. Wahrscheinlich lag das daran, dass ich nicht so toll angezogen war wie die anderen. Im Alter von acht Jahren wurden dann Stimmungsschwankungen festgestellt. Im Wagner-Jauregg Krankenhaus wurde ich therapiert, und danach ging es mir etwas besser. Mit elf Jahren stellten mir die Ärzte dann die Diagnose: »Schizophrenie und Borderline«. Ich hatte damals ein Gespräch mit meiner Mutter, und weil meine Geschwister schon wieder bei ihr waren, wurde die Sehnsucht nach zu Hause so groß, dass ich wieder zurück wollte. Ich ging zum Jugendamt, doch dort hörte ich nur, dass meine Mutter psychisch instabil sei. So blieb ich noch bis zum 15. Lebensjahr bei meinen Pflegeeltern, die wirklich gut zu mir waren. Dann ging es zurück nach Hause. Inzwischen war meine ältere Schwester schwanger geworden und brachte kurz darauf Vierlinge zur Welt. Der damit verbundene Stress wurde mir bald zu viel und ich zog nach Linz. Da ich mittellos war, bekam ich ein Bett in der Notschlafstelle. In dieser Zeit fing ich mit Alkohol und Drogen an. Als ich mit 17 Jahren schwanger wurde, machte ich eine Therapie. Ich freute mich auf mein Kind und brachte dann auch einen gesunden Sohn zur Welt. Wahrscheinlich rettete er damals mein Leben! Ein Jahr durfte ich ihn behalten. Doch dann übernahm das Jugendamt die Obsorge. Der Vater, mit dem ich damals zusammen lebte, war mir gegenüber immer wieder ge-

walttätig. Aufgrund der Diagnose meiner Kindheit traute man mir den Job als Mutter nicht zu. Ich ging anschließend wieder drei Monate ins Krankenhaus, wo ich auf die Medikamente eingestellt wurde, die mir halfen. Mit 19 Jahren lernte ich wieder einen Mann kennen und lieben, mit dem ich auch heute noch glücklich bin. Auch er hatte Probleme, die wir aber gemeinsam überstanden. Seit vier Jahren mache ich eine Lehre als Koch/Kellner, die ich im November hoffentlich mit gutem Erfolg abschließen kann. Bis dahin muss ich allerdings noch den vor einem Monat diagnostizierten Blutkrebs besiegen. Das wird mir sicher gelingen, denn ich habe ja ein wichtiges Ziel - mein Kind. Auch die Chancen mit der Chemotherapie stehen ganz gut. Wir sind schon seit längerer Zeit auf der Suche nach einer kleinen Wohnung, die wir hoffentlich bald finden, damit ich meinen kleinen Sohn für immer in die Arme schließen kann, denn der Abschied zwei Mal wöchentlich bricht mir jedes Mal das Herz! Doch jetzt denke ich positiv, bete und hoffe! *Carina*

Bei Pflege-Eltern und strengen Klosterschwestern

Meine Mutter war 16 Jahre alt, als ich zur Welt kam. Sie lebte damals in einem Mädchenheim. Eine Zeit lang ging das gut, bis ich bei Pflegeeltern untergebracht wurde. Ich lebte neun Jahre bei dieser Familie. Es ging mir gut. Ich bekam Klavierunterricht, durfte Flöte spielen lernen und jeden Winter besuchte ich einen Schikurs. Doch mit der Zeit begann ich, Fragen über meine leibliche Mutter zu stellen. Damit fingen die Probleme an. Ich schwänzte den Unterricht und blieb von meinen Pflegeeltern fern. Diese waren mit meinem Verhalten total überfordert. Und so kam ich in eine heilpädagogische Einrichtung, in welcher Schule und Wohnen integriert waren. Es dauerte circa ein Jahr, bis die Pädagogen wussten, wie es mit mir weitergehen sollte. Es gab etliche Gespräche am Jugendamt. Ich sagte immer wieder, dass ich zu meiner leiblichen Mutter wolle. Die Leute vom Jugendamt kontaktierten meine Mutter. Sie war einverstanden. Meine Mutter lebte damals im Kleinwalsertal. Ich kam jedoch nur in ihre Nähe, in ein Kinderheim in Oberstufen im Allgäu. Wir Kinder wurden dort von sehr strengen Klosterschwestern betreut. Wir mussten früh aufstehen und jeden Sonntag in die Kirche gehen. Aber jedes zweite Wochenende durfte ich bei meiner Mama verbringen. Da war es immer super. Bis ich eines Tages meinen ersten Stiefvater kennen lernte. Der war überhaupt nicht mein Fall. Und so kam es, dass ich an den Wochenenden nicht mehr zu

meiner Mama wollte. Es kam, wie es kommen sollte - ich landete schließlich in einem Heim für schwer Erziehbare im Allgäu. Auch dort war die Schule im Heim integriert. Es ging ganz gut - bis ich zu einer Woche Schulausschluss verdonnert wurde. Ich musste diese Woche bei meiner Mutter verbringen. Wegen des Schulausschlusses wurde ich geschlagen, aber das war mir egal. Nach dieser Woche war ich wieder im Heim und besuchte auch wieder den Unterricht. Dann kam es zum Gespräch zwischen meinen Eltern und meinen Erziehern. Das war beschissen. Ich hielt dieses Gefasel nicht aus und haute ab. An mögliche Folgen dachte ich dabei jedoch nicht. Leider gab es diese: Ich musste am Wochenende bei meiner Mutter alle nicht gemachten Hausaufgaben nachschreiben. Wie so oft hagelte es auch Schläge für mich. Jedes Mal, wenn ich heim zu meiner Mutter musste, hatte ich große Angst. All die Schläge und die vielen psychischen Verletzungen schmerzten sehr. Es hat ziemlich lange gedauert, bis meine Mutter gecheckt hatte, dass ihr der Mann an ihrer Seite nicht gut tat. Sie trennte sich von ihm und lernte bald einen neuen kennen. Der war sehr nett zu uns, machte mit meiner kleinen Schwester und mir Ausflüge und vor allem - er schlug uns nicht. Er schaute auf uns, spielte viel mit uns und holte mich letztendlich vom Heim zu Mama und zu ihm. Das war super! *Karl (Steyr)*

Durch schreckliche Kindheit begann ich Suchtgift zu konsumieren

Mein Name ist Nadine. Ursprünglich komme ich aus Wien! Das Schicksal traf mich schon im dritten Lebensmonat, als ich von meiner Mutter wegkam. Ich kam weit weg von Wien ins Mühlviertel zu Pflegeeltern. Es lief alles gut, bis ich sieben Jahre alt war. Zu diesem Zeitpunkt kam es nämlich zum ersten Treffen mit meiner leiblichen Mutter. Leider verschlechterte sich deswegen mein Verhältnis zu meinen Pflegeeltern und ich selber wurde immer aggressiver! Es kam dann schon soweit, dass meine Pflegeeltern mit meinem aggressiven Verhalten nicht mehr klar kamen und mich stationär in die Landes-Frauen- und Kinderklinik nach Linz schickten. Insgesamt zwei Monate war ich dort und bekam meine ersten Medikamente für die Psyche verschrieben. Danach fanden wir eine bessere Lösung: Ich wurde ins Mädcheninternat zu den Oblatinnen in Oberneukirchen verwiesen. Damals ging ich in die vierte Klasse der Volksschule und war auch jedes Wochenende bei meinen Pflege-Eltern in Rohrbach. Doch auch am Wochenende verstand ich mich nicht mit ihnen. Als zehnjähriges Mädchen wurde ich da-

mals jedes Wochenende in die Kinderklinik eingewiesen. Es musste eine bessere Lösung gefunden werden. So schickte mich das Jugendamt in eine Wohngemeinschaft nach St. Georgen an der Gusen. In den ersten Wochen war dort alles okay. Ich hielt mich an die Regeln wie kein anderer. Mit meiner ehemals besten Freundin Elvira machte ich dann einen Ausbruchs-Versuch. Niemand hat es gemerkt. Ziemlich schnell lernten wir andere Jugendliche kennen, bei denen wir uns dann in deren Wohnungen aufhielten. Zu diesem Zeitpunkt war es noch lustig, verbotene und grenzüberschreitende Sachen zu machen. Unglücklicherweise wurde es aber immer schlimmer. Bald schon begann ich, Suchtgift zu konsumieren. Leider Gottes fing ich im Drogenrausch an zu stehlen. Eigentlich aber nur, weil ich Hunger hatte und kein Geld eingesteckt hatte. Immer konnte ich dann aber trotzdem nicht mit Elvira im Franckviertel bei unseren guten Bekannten übernachten. So verbrachte ich also auch einige Nächte an verschiedenen Bahnhöfen. Fast immer schliefen wir aber eben im Franckviertel, doch dann passierte etwas Schlimmes! Da ich die Jüngste war, hatten die anderen somit auch ein »Opfer« gefunden. Sie fingen an mich zu schlagen und zu quälen, nahmen meinen Kopf und steckten ihn ins WC. Das Schlimmste war für mich jedoch, als sie eines Tages absichtlich meine Haare wegrasierten. Das war so dermaßen entwürdigend. Ich ging deswegen auch auf eigene Faust zur Polizei und erstattete Anzeige. Es zeigte Wirkung. Ich durfte zusammen mit einer Sozialpädagogin für ein halbes Jahr nach Italien reisen. Für mich war diese Zeit sehr wertvoll, denn endlich konnte ich Abstand gewinnen. Wir sahen uns das Land an und ich lernte auch fleißig für die Schule. Das halbe Jahr ging jedoch auch einmal vorbei, viel zu schnell. Danach musste ich wieder zurück nach Oberösterreich ziehen. Wieder wollte man mich in ein Heim stecken. Doch dieses Mal war ich schon reifer und kämpfte dagegen an. Ich wollte wieder »nach Hause« zu meinen Pflegeeltern ziehen. Mein Wunsch ging zwar in Erfüllung. Doch dann scheiterte dieses Zusammen-Sein auch ein zweites Mal. Zurzeit lebe ich wieder in einer Wohngemeinschaft. Man suchte für mich eine Pflegefamilie, denn in einer WG mit mehreren Kindern, wo unterschiedlichste Probleme zusammen treffen, kam ich nicht zurecht. Ich schlug mich so halbwegs durch, bis sich im März 2012 mein bester Freund das Leben nahm. Kurze Zeit wollte ich alles hinschmeißen, denn alles verlor seinen Sinn in meinem Leben. Doch der liebe Gott schickte mir ganz viel Kraft. So habe ich immer wieder neuen Mut und Hoffnung, trotz meiner vielen Probleme und Sorgen. *Nadine*

Zu Besuch im Zentrum Spattstraße

Interview mit dem Sozialarbeiter Gerhard Eisschill



Anlässlich unseres Themas »Nicht bei den eigenen Eltern aufgewachsen«, haben wir mit Gerhard Eisschill vom Zentrum Spattstraße - einer sozialpädagogischen Einrichtung für Kinder und Jugendliche - gesprochen.

Welche Gründe gibt es, dass Kinder nicht bei den eigenen Eltern aufwachsen können?

Es muss eine Kindeswohlgefährdung vorliegen, die vorab von Sozialarbeitern der Kinder- und Jugendhilfe abgeklärt wird. Danach folgt die Zuweisung. Im WAKI können sich Betroffene selbst Hilfe suchen. Bei der Kindeswohlgefährdung geht es vor allem um Fälle von Vernachlässigung, physischer und psychischer Gewalt sowie um sexuellen Missbrauch. Dabei ist zu erwähnen, dass Eltern nicht aus bloßer Bosheit die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigen, sondern dass diese oftmals überfordert sind oder eigene, schlechte Kindheits-Erfahrungen gemacht haben. Es

ist auch eine gesellschaftliche Entwicklung beobachtbar, dass Eltern immer weniger Zeit für die Erziehung haben. Vor allem alleinerziehende Eltern stehen oft vor einer Herkulesaufgabe. Psychische Belastungen sind bei Kindern und Jugendlichen im Vormarsch und auch Selbstverletzungen bis hin zu Suizidversuchen sind keine Seltenheit.

Welche Herausforderungen ergeben sich durch diese Situation? Worauf muss besonders geachtet werden?

Die Haltung ist ganz essentiell. Man muss den Kindern und Jugendlichen mit Akzeptanz, Empathie und Respekt entgegenreten und sie müssen sich ernst genommen fühlen. In den ersten Wochen geht es vor allem darum, Vertrauen und eine tragfähige Beziehung aufzubauen. Dabei sollte man versuchen, sich selbst in diese Lage zu versetzen. Gerade im Erstkontakt muss man authentisch auftreten, gut zuhören können sowie Interesse und Neugier

zeigen. Der Elternarbeit wird im Zentrum Spattstraße ziemlich großer Stellenwert beigemessen. Denn die leiblichen Eltern können von Professionellen nicht ersetzt werden. Wichtig dabei ist, dass die Eltern nicht böse auf die Kinder sind. Diese haben nur das System Familie aufgebrochen, weil es zumindest in der momentanen Situation nicht funktioniert hat und einer Veränderung bedurfte. Die nächsten Schritte werden immer ganz klar kommuniziert, damit die Kinder und Jugendlichen wissen, was in den nächsten Tagen und Wochen auf sie zukommt. In den meisten Fällen mangelt es den Betroffenen an Selbstwert, weil sie bisher kaum positive Rückmeldungen in ihrem Leben bekommen haben.

Ist die Betreuung für diese Zielgruppe gesichert oder gibt es teilweise auch Wartezeiten?

Die Betreuung an sich ist relativ gut gesichert, sowohl im stationären als auch im mobilen Bereich. Das Problem ist, dass viel zu wenig auf präventiver Ebene gearbeitet wird und bei Kindern oftmals zu lange gewartet wird, bis eine Hilfe installiert wird. Nicht selten sind betroffene Kinder schon im Kindergartenalter auffällig. Obwohl es auch für diese Altersgruppe Angebote (z.B. Frühförderung, integrativer Kindergarten ...) gäbe, werden diese häufig nicht genutzt. Je früher die Unterstützung anfängt, desto besser ist es für das Kind.

Welche Alternativen gibt es zum klassischen Heim?

Große Heime in dem Sinn gibt es nicht mehr. Die Betreuung hat

sich auf kleinere Gruppen verlagert. Prinzipiell wird mehr darauf geachtet, dass die Kinder im gewohnten Umfeld bleiben können und die Familie mobil betreut wird. Die sozialpädagogische Familienhilfe zum Beispiel unterstützt Familien in deren Lebensumfeld dabei, Probleme selbst lösen zu lernen. In besonderen Fällen gibt es auch das Angebot der Einzelwohnbetreuung ab dem Alter von 15 Jahren. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist noch, dass es ohne stationäre Angebote nicht gehen würde, da dieses geschützte Setting für viele notwendig ist. Was in den letzten Jahren leider abgenommen hat, sind erlebnispädagogische Angebote. Erlebnisse fehlen vielmals, in denen die Kinder und Jugendlichen sich selbst spüren lernen und soziale Kompetenz durch gemeinsame Problemlösungsprozesse erwerben können.

Was hat sich in den letzten Jahren in diesem Bereich verändert?

Der Umgang mit Medien hat sich auf jeden Fall verändert. Vor allem die neuen, sozialen Medien sind bei dieser Zielgruppe ein sehr großes Thema. Die Jugendlichen sind schwerer erreichbar, präsentieren sich teilweise aggressiver und leiden häufig an Bindungsstörungen. Kleinere Gruppen und mehr Zeit wären von großer Bedeutung. Wichtig ist, dass in speziellen Einzelfällen individuell Ressourcen zur Verfügung gestellt werden können. Auch die Vernetzung mit anderen Institutionen ist unumgänglich, damit alle Beteiligten am gleichen Strang ziehen können. *Foto und Text: de*

Ich habe große Angst vor einem Rauswurf

Wolfgang B. ist schwer krank und seit dem Tod seiner geliebten Frau sehr einsam

In den Augen einiger Nachbarn gilt er als »unliebsamer Mieter«. Durch deren Beschwerde-Brief an die Wohnungs-Genossenschaft droht ihm der Wohnungsverlust. Wer Wolfgang kennt, weiß: Er ist vom Leben gezeichnet und trägt sein Herz am rechten Fleck. Seine Lebensstage sind gezählt. Der Mindestsicherungs-Bezieher ist an Leberzirrhose erkrankt.

Ein Alltag mit 850 Euro im Monat fürs Leben. Wolfgang kennt ihn. Er lebt auf absoluter Sparflamme in der Ontlstraße in Urfahr in einer 37m² Wohnung im obersten Stock. Die Wohnqualität ist bescheiden. An den Türen und Wänden hängen Dutzende Bilder und Poster. Nicht alles ist jugendfrei. Als Wolfgang noch aktiver Kupfermuckn-Verkäufer war, wurde er unter seinen Kollegen als »gestandenes Mannsbild« hoch geachtet.

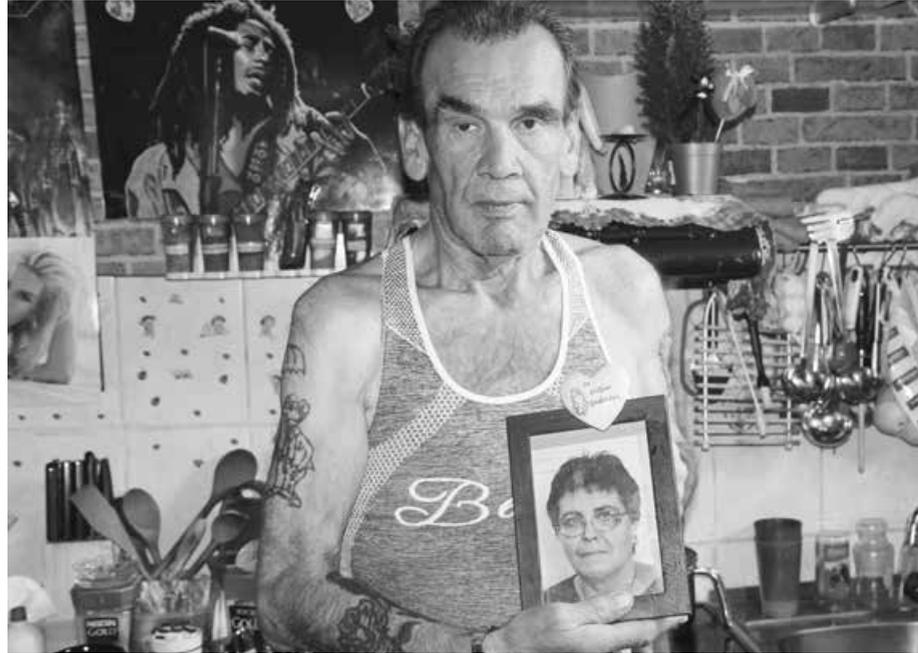
Innere Leere und Einsamkeit

Doch die Knast-Tattoos auf sämtlichen Hautstellen sind stille Zeugen einer eher unrühmlichen Vergangenheit. »Ja, ich habe einiges in meinem Leben verbockt«, gesteht er leise. Das Reden fällt ihm schwer. Die Tattoos vergangener Jahrzehnte haben mittlerweile an Glanz verloren. Auch sein Gesicht wirkt fahl und eingefallen. Mittlerweile hat er den Sechziger überschritten und einige Bierchen zu viel getrunken. Seit dem Tod seiner geliebten Frau Ingrid hardert er mit dem Schicksal. Seine Trauer ist tief. Jeden Tag kauft er ihr frische Schnittblumen, die er in einer Vase neben ihr Foto stellt.

»Bald werde ich bei dir sein«, sagt er leise während er ihr Bild betrachtet. Er kämpft mit seinen Tränen. Durch die chronische Lebererkrankung hat Wolfgang zudem viel Gewicht verloren. Über 30 Kilo. Dementsprechend geschwächt ist sein Körper. Außerdem ist er ziemlich schwerhörig. Um sich ein wenig aus dem tristen Alltag zu »beamen«, hört Wolfgang seine Schlagermusik. »Etwas zu laut«, meinen seine unmittelbaren Nachbarn. »Er ist untragbar«, schimpfen sie unisono. Durch einen Beschwerde-Brief an die Wohnungs-Genossenschaft wollen sie nun den raschen Rauswurf garantieren. Ebenso empört sind sie über seine vielen Besuche. Was sie jedoch alle nicht wissen: Die Freunde kümmern sich um Wolfgang. Sie kochen, putzen und hören ihm zu. »Ohne sie wäre ich aufgeschmissen«, konstatiert Wolfgang und lässt sich auf der Couch-Landschaft nieder. Unzählige Plüschtiere leisten ihm hier Gesellschaft. »Ich brauche viele Dinge um mich«, sagt Wolfgang und schnappt sich einen Stoffhasen. »Sie geben mir Geborgenheit und füllen meine innere Leere.«

Drohender Wohnungsverlust

»Wohin soll ich gehen«, sinniert er müde vor sich hin. »Meine Tage sind gezählt.« Als Mindestsicherungs-Bezieher könne er sich ohnehin nichts leisten. Hier lebe er schon seit zwanzig Jahren. Mit brüchiger Stimme meint er noch: »Ich tu doch keiner Fliege was zu Leide.« Vor Erschöpfung kann er kaum atmen. Hoffnungslosigkeit breitet sich aus. *Fotos und Text: dw*



Mein Schutzengel hat mich gerettet



»Schutzengel« von der Künstlerin Susanne Kriegisch

Die Diagnose lautete: »Schädel- fraktur mit Gehirntrauma«

Ich bin von der Existenz meines Schutzengels überzeugt, denn ohne seine schützende Hand würde ich die Kartoffeln schon von unten anschauen. Im Alter von zehn Jahren hatte ich eine schwere Blutvergiftung, die ich nur knapp überlebte. Damals verbrachte ich die Sommerferien bei meiner Oma in Frankenburg. Während dieser Zeit lief ich fast immer barfuß. Beim Wurfpeil-Schießen habe ich mir den Fuß an einer rostigen Mistgabel aufgeritzt. Einige Wochen später, als ich bereits wieder zu Hause war, bekam ich eines Abends einen heftigen Schüttelfrost. Ich legte mich auf das Sofa und deckte mich mit einer Decke zu. Wir hatten damals deutsche Feriengäste im

Haus, die am Abend vom Essen zurückkamen. Sie verfrachteten mich sogleich in ihr Auto und brachten mich zum diensthabenden Gemeindefeldarzt. Dieser verabreichte mir sogleich eine Tetanus-Spritze, denn der blau-schwarze Strich hatte bereits die Oberarme erreicht. Im letzten Moment bin ich dem Sensenmann noch von der Schaufel gesprungen. Mitte der 90er-Jahre katapultierte es mich an der Attersee-Uferstraße mit einer geliehenen Harley-Davidson-Maschine frontal in den Gegenverkehr. Nach einer Woche auf der Intensivstation im Landeskrankenhaus Vöcklabruck erwachte ich aus dem Koma. Die Diagnose lautete Schädelfraktur mit Gehirntrauma. Seit dieser Zeit bin ich Brillenträger, weil der Sehnerv beleidigt wurde. Während meiner letzten Haftstrafe im Gefängnis Garsten war ich nach dem Paragrafen 21 für geistig ab-

norme Rechtsbrecher angehalten. Theoretisch hätte ich lebenslang sitzen können. Jedes Jahr wurde ein psychiatrisches Gutachten erstellt und dem Gericht als Entscheidungshilfe zur Verfügung gestellt. Ich saß damals in der substanzfreien Abteilung in Einzelhaft und war in der Anstaltsgärtnerei beschäftigt. Eines Tages hat mir meine Schwester per Brief mitgeteilt, dass meine Mutter mit einer Lungenembolie im Sterben lag. In meiner Verzweiflung konnte ich keine Zukunft mehr sehen. So wollte ich nur noch eines: meinem Leben ein Ende setzen. Ich stellte den Sessel auf den Tisch und befestigte am Oberlicht des Fensterkreuzes eine Wäscheleine. Dann legte ich mir die Schlinge um den Hals. Nach einiger Überwindung sprang ich mit dem Mut der Verzweiflung in die Tiefe. Es hat einen »Tuscher« gemacht, als ich auf den Boden aufgeprallt war. Ein Wärter rannte in die Zelle und sah meine Würgemale am Hals, worauf ich vier Wochen in die geschlossene Abteilung des Wagner-Jauregg-Krankenhauses kam. Anschließend bekam ich wöchentlich einen Gesprächstermin bei der Sozialarbeiterin Hannelore. Sie veranlasste auch, dass ich nach der Haft hier in Linz landete. Ich reichte auch ein Gnaden-gesuch beim Bezirksgericht Steyr ein, das positiv bewertet wurde. Schon während meiner Haft fand ich den Weg zur Religion und zum Glauben und lebe durch diese Kraft schon mehrere Jahre völlig drogen- und alkoholabstinent. Ohne die beschützende Hand meines Schutzengels wären all diese Dinge nicht so glimpflich verlaufen. Übrigens: Meine Mutter ist 87 Jahre alt geworden und eines natürlichen Todes gestorben. August

Dann öffnete er das Fenster und schnappte mich an den Beinen

Als mein damaliger, cholerischer und süchtiger Freund eines Abends wieder einmal stockbetrunken in meiner Wohnung auftauchte, war er total sauer auf mich. Wieder einmal hatte ich für ihn kein Bier besorgt. An diesem Abend rastete er vollkommen aus. Das kam zwar öf-

ters vor, da er von Natur aus zu viel körperlicher und verbaler Gewalt neigte. Doch an diesem Abend war es besonders schlimm. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, bat er mich dann, ihm Essen zuzubereiten. Ich sprang auf und zauberte ihm ein Menü zusammen. Er nahm einen Löffel und verzog sein Gesicht. Das Essen war nicht nach seinem Geschmack. Ich flüchtete in die Küche. Kaum stand ich am Herd, musste ich in Deckung gehen, denn schon kam das Essen, welches ich ihm zubereitet hatte, in meine Richtung geflogen. Ich fragte ihn, was das soll. Auf diese Frage hin reagierte er nur noch mit Wut. Er zerrte mich von der Küche ins Wohnzimmer und schlug wild auf mich ein. Ich fiel zu Boden und heulte. Dann öffnete er das Fenster und schnappte mich an den Beinen. Er wollte mich aus dem Fenster im zweiten Stock werfen. Mit ganzer Kraft hielt ich mich noch am Fensterbrett fest und rief laut um Hilfe. Eine aufmerksame Nachbarin, die sich Gott sei Dank zu dieser Zeit gerade im Haus aufhielt, hörte meine Schreie. Sie öffnete sofort das Fenster und schrie zurück, er solle mich gehen lassen. Auch verständigte sie die Polizei. Somit wurde sie zu meinem Schutzengel. Ohne sie wäre ich nicht mehr am Leben. *Anna Maria*

Dann hörte ich den Verunglückten röcheln

Vor ein paar Tagen ging ich zu einem Lebensmittelgeschäft, um ein paar Kleinigkeiten zu kaufen. Vor dem Markt saß ich mit einem Bekannten bei der Bushaltestelle auf einer Bank. Wir tranken einige Schnäpse, plauderten und warteten so nebenbei auf den Bus. Plötzlich kam von rechts ein Bursche in meinem Alter ziemlich schnell mit dem Fahrrad. Er sprang mit dem Rad über die Bordsteinkante und schon landete er mit Kopf und Bauch hart auf dem Boden. Er blieb regungslos liegen. Obwohl viele Leute, so wie ich und mein Bekannter, auf den Bus warteten, half niemand. Echt traurig! Ich sprang geschockt auf und lief zu dem verunglückten jungen Mann. Ich sprach den Burschen an. Keine Reaktion. Er war bewusstlos. Ich rief der gaffenden Menge zu, dass wir die Rettung bräuchten. Doch niemand nahm sein Handy und setzte den Notruf ab. Also lief ich zur Bank, wo ich meine Taschen liegengelassen hatte. Ich schnappte mein Handy und verständigte - während ich zum Verunglückten zurücklief - die Rettung. Während ich mit dem Rote-Kreuz-Mitarbeiter sprach, hörte ich den Verletzten röcheln. Und gleich darauf blutete er aus dem Mund. Das teilte ich dem RK-Mitarbeiter mit. Während ich auf die Rettung wartete und die Zaungäste gafften, blieb ein Auto neben mir stehen. Es

war ein zufällig vorbei fahrender Arzt mit einem Beifahrer. Dieser stieg sofort aus und leistete Erste Hilfe. Er fragte mich, ob ich die Rettung schon verständigt hätte. Als ich bejahte, lobte er mich für mein richtiges Verhalten und für meine Zivilcourage. Als ich nicht mehr die Verantwortung für den Verunfallten hatte, begann ich zu weinen. Vorher hatte ich ja funktionieren müssen. Nun meinte der Arzt, ob ich psychologische Betreuung bräuchte. Ich verneinte. Im Moment war es mir einfach nur wichtig, dass es dem jungen Burschen besser geht. Ich half dem Arzt, den jungen Mann mit der Wärmefolie zuzudecken und als wir damit fertig waren, war auch schon die Rettung da. Der Verletzte hatte keine Papiere bei sich. Also wussten wir weder seinen Namen noch seine Adresse. Auf einmal bekam ich mit, wie drei Frauen über den Verunfallten sprachen und eine von denen meinte, den jungen Burschen zu kennen. Ich bat sie daher, seinen Namen zu nennen, damit ich die Leute vom »Roten Kreuz« informieren könne. Nebenbei bemerkte diese Frau, dass sie dessen Lebensgefährtin bereits angerufen und über den Unfall verständigt hätte. Nun kam auch noch die Polizei. Und plötzlich haben alle Zaungäste etwas gesehen. Doch ich war die Einzige, die den Vorfall genau schildern konnte. Im Nachhinein betrachtet bin ich schon ziemlich enttäuscht. So viele schauten nur zu, ohne zu helfen. Und gleichzeitig bin ich auf mich stolz, dass ich Zivilcourage bewiesen hatte, obwohl ich ein Mensch am Rande der Gesellschaft bin. Wenn mir Ähnliches zustoßen sollte, wäre ich sehr froh, wenn jemand so handeln würde, wie ich es getan hatte. Ich hoffe, dem jungen Mann geht es wieder besser und er hat keine bleibenden Schäden zu befürchten. Genaues weiß ich leider nicht. *Sandra (Steyr)*

Die Engel boten mir eine himmlische Reiseplanung

Gott und seine Engel sind für mich und für meine Wünsche nicht verfügbar. Da gibt es nur eines: geduldig warten wie letztens beim Autostoppen von Wien nach Linz: Es war schon dunkel, ich stand an der West-Ausfahrt, es waren schon einige Stunden vergangen, und es hatte zu regnen begonnen. Ich wurde nass und immer nasser. Es ging einfach nichts mehr, so sehr ich Gott und seine Schutzengel auch anflehte. Nach vier Stunden, um 23:00 Uhr, gab ich es endlich auf und fand mir halt dann notgedrungen eine trockene Holzbank, auf welcher ich dann mühsam, mit halbnassem Gewand, im halbnassen Schlafsack mehr schlecht als recht die Nacht vorüberbrachte. Dafür war mir dann am nächsten Morgen, am

Sonntag-Morgen das Schicksal, Gott, meine Schutzengel oder wer auch immer für die himmlische Reiseplanung zuständig ist, dann wieder sehr gnädig, sehr sehr gnädig sogar: in zwei Stunden - mit nur einem kurzen Zwischenstopp in Ybbs - war ich dann schon in Linz, viel schneller als erhofft. Wie das »Schicksal« auch so spielt, so oder so, ich bin auf jeden Fall in Gottes liebender Hand geborgen, und ich kann in jedem Fall etwas lernen: Im einen Fall kann ich die Demut, im anderen kann ich die Dankbarkeit lernen, beide Übungen sind sinnvoll und heilsam. Und in jedem Fall kann ich auch lernen, dass man das Leben mit Humor viel leichter, viel lockerer nehmen kann. Ja, Humor ist ja schließlich etwas, was nicht nur eine Beziehung zwischen Menschen sehr prägen und bereichern kann, er kennzeichnet sehr wesentlich meine recht herzhaftige Beziehung zum lieben Gott: Ja, »mit meinem Gott überspringe ich Mauern«, wie es in der Bibel steht, und mit meinem Gott habe ich schon oft »eine Gaudi« g'habt, und er mit mir wahrscheinlich auch. Danke, lieber Gott! *Johannes*

Bei Epi-Anfall spürte ich den Geist meiner verstorbenen Eltern

Kein Mensch ist wirklich gottverlassen. Ich glaube nicht an einen strengen, rachsüchtigen und grausam strafenden Gott, wie ihn die Kirche jahrhundertlang gepredigt hat und in Einzelfällen auch heute noch darstellt. Diese große Energie ist liebend. Christus ist für mich der Inbegriff des verzeihenden, gnadenreichen und durch und durch erleuchteten Sohnes. Auch wir können uns als Gottes Söhne und Töchter sehen. Soweit dazu. Das fast logische Ergebnis ist der Schutzengel. Und der leistet in meinem Leben mehr als nur »gute Arbeit«. Während des Komas, in das ich nach einem Epi-Anfall gefallen war, spürte ich deutlich, dass auch meine Eltern bei mir waren und über mich wachten - und das, obwohl sie längst tot waren. Dies ist eine Gewissheit, kein vages Gefühl. Einen großen Schutzengel hatte ich auch, als ich mich mit einem Kopfsprung aus dem Fenster umbringen wollte. Drei Stöcke sind bei einem Altbau auch nicht gerade niedrig! Aber was war? Irgendwie machte ich sozusagen eine Drehung in der Luft - keine Ahnung wie das geschah. Ich kam auf den Füßen auf, was natürlich einen mehrfach zertrümmerten Fuß zur Folge hatte. Manchmal habe ich das Gefühl von seiner Anwesenheit. Ich denke, es ist ein besonderer Schutzengel. Soweit zu mir selbst. Er hob mich auf, als ich psychisch und physisch am Boden lag. Allein der Glaube versetzt Berge. Und ein Schutzengel beinahe auch. *Ursula*



Auf Augenhöhe - Project 50:50

Einladung zur Vernissage von Florian Schwalsberger

Seit mehr als einem Jahr fotografiert Florian Schwalsberger Menschen am Rande unserer Gesellschaft. Ab 22. September werden die Bilder in einer Kooperation mit der Straßenzzeitung Kupfermuckn in der Initiative Raumschiff, Pfarrplatz 18, im Rahmen der Night/Day-Galerie ausgestellt. Die Hälfte des Ertrages erhält der Verein Arge für Obdachlose.

Der Künstler über sein Projekt: »Soziale Themen sind mir ein großes Anliegen. Darum schieße ich Portraits vom Leben auf der Straße. Ich gehe auf die Leute zu. Mir ist es dabei sehr wichtig, ihnen auf Augenhöhe zu begegnen. Manche kenne ich jetzt schon länger, zu denen habe ich eine Bindung aufgebaut. Kommunikation ist mir sehr wichtig. Ziel von Project 50:50 ist es, die Linzer Arge für Obdachlose finanziell zu unterstützen und den Wohnungslosen damit eine Perspektive zu bieten. Warum 50:50? Name ist Programm. Wenn ich ein Bild verkaufe, wird die Hälfte gespendet. Die Symbolik dahinter ist ganz

klar. Egal, ob vor oder hinter der Kamera - wir sind alle Menschen und gleich viel wert. Zur Motivation: In meiner Lehrzeit zum Berufs-Fotografen hatte ich selbst nicht viel Geld zur Verfügung, aber das Schicksal der Menschen auf der Straße ließ mich nicht kalt. Mir wurde klar, dass ich etwas unternehmen musste. So entstand mein Ansatz: KUNST gegen ARMUT. Ich will damit Menschen auf ein Thema aufmerksam machen, vor dem sehr oft die Augen verschlossen werden. Auslöser war damals vor allem das von Schwarz-Blau beschlossene Bettelverbot in Linz. Darum gehe ich jetzt an die Öffentlichkeit, um die Menschen und vielleicht auch den einen oder anderen Politiker wachzurütteln. Armut ist keine Schande, höchstens für den Staat Österreich, der genug Ressourcen hätte.« Die Initiative RAUMSCHIFF bildet einen Knotenpunkt für junge Kunst- und Design-Schaffende im interdisziplinären Austausch, sowie für Begegnung und Dialog mit der Öffentlichkeit.

Aktuelles zum Projekt: www.facebook.com/photo.project.5050



Vernissage Project 50:50

22. September - 19:00 Uhr
Initiative Raumschiff, Pfarrplatz 18

Die Ausstellung ist auch noch am 23. September
von 11:00 bis 19:00 Uhr zu sehen. Weitere Infos:
www.schwalsberger.com, www.raum-schiff.at





Grüne Oasen der Stadt Linz

Liest man die Zeitungen, so bekommt man den Eindruck, dass Parks und grüne Oasen in der Stadt zu »sozialen Hotspots« verkommen, wo in erster Linie gedealt und getrunken wird. Die Kupfermuckn hat sich aufgemacht, einige dieser grünen Oasen aufzusuchen und der Sache vor Ort auf den Grund zu gehen. Uns zeigte sich weitgehend ein anderes Bild, dass Linz eigentlich eine grüne Stadt ist mit lauschigen Plätzen, Badesseen und Parks, an denen sich alle wohlfühlen können. Wir finden »sozialer Hotspot« ist das Linzer Unwort des Jahres.

Volksgarten - ein Park für alle

Stets, wenn es warm wird, zieht es Alt und Jung in die Parks und Grünflächen der Stadt zum Flanieren, Sport-Treiben oder zum Spielen. Bei mir lag der Volksgarten praktisch vor der Tür meines damaligen Domizils. Ich nützte jeden sonnigen Tag, um mit meinem damals noch kleinen Töchterchen dort zu spielen. Später spielten wir Frisby, Federball oder waren mit Rollerblades unterwegs, was zu dieser Zeit richtig Mode war. Das alles liegt lange zurück, der Park hat längst ein anderes Gesicht bekommen – das

nur nebenbei. Erst in den letzten Jahren kehrte ich voller guter Erinnerung zurück und lernte die »andere Seite« kennen: die sozial Schwachen, die Trinker oder auch multipel Süchtige. Viele Menschen, die kein Obdach mehr hatten, verbrachten den Tag natürlich im sonnigen Park. Von vielen Leuten abschätzig als »Sandler« abgetan, versuchten die so Genannten oft nur, sich über Wasser zu halten. Ihre Schicksale waren vielfach tragisch, traurig und auch grausam. Es sei schwer, hörte ich oft von vielen. Ja, ich selber trank auch und hatte oder habe keinen Grund, auf diese Leute runterzu-

schauen oder sie gar zu verurteilen. Ich halte diesen Park für etwas Besonderes: eine »grüne Lunge« im Herzen der Stadt. Das viele Grün, die oft sehr alten Bäume und mittendrin der ehrwürdige Stelzhamer, ein Mundart-Dichter des 19. Jahrhunderts. Einmal schaffte es ein kleiner Bub bis zu den Schultern des berühmten Mannes. Das sah wirklich nett aus. Der Spielplatz wurde wunderbar neu gestaltet. Jung und Junggebliebene treffen sich meist im Schatten der Bäume oder geben sich im Grün der Wiesen ihr Stelldichein. Der Volksgarten ist, wenn man es salopp ausdrückt,

ein großer, bunter Haufen. Die Bettler, die noch vor einem Jahr zum Bild gehörten, wurden von der Polizei verjagt. Viele Parkbesucher sind erleichtert darüber. So oder so – dieser Park hat zurecht den Namen »Volksgarten«. Er wurde für das Volk gebaut und jeder findet sein Platz dort. *Ursula, Foto: hz // Seite 14: Donaustand bei Sankt Margarethen, Foto: wh*

Mein Gartenbeet mitten in der Stadt

Als in der Kupfermuckn »Urban gardening« thematisiert wurde, kam ich im Zuge dessen zu einem drei mal drei Meter großen Gartenbeet. Dieser Garten lässt mich nun bei jedem Besuch aufblühen. Jeden Tag gibt es etwas Neues zu entdecken. Ich muss mich mit verschiedensten Nützlingen wie Schädlingen auseinandersetzen. Etwas erschreckt war ich vor kurzem, als ich vier Engerlinge, Käferlarven mit einer Länge von vier Zentimetern und einem Durchmesser von etwa acht Millimetern in meinem Beet entdeckt habe. Ich hatte gerade Erde aus der Kompostkiste aufgeschüttet. Niemand konnte mir genau sagen, was aus diesen Engerlingen werden sollte. Im Biologiezentrum wurde mir mitgeteilt, dass daraus Mai-, Juni- oder Rosenkäfer werden. Rosenkäfer-Engerlinge sind übrigens Nützlinge. Sie sollten im Kompost belassen werden, weil sie zur Zersetzung beitragen. Maikäfer-Engerlinge hingegen fressen lebendes Wurzelwerk. Rosenkäferengerlinge bewegen sich auf dem Rücken fort, Maikäferengerlinge seitlich. Viele interessante Neuigkeiten für mich. Blattläuse bekämpft man etwa dadurch, dass man sie mit einem Schmierseifen-Spiritus-Gemisch besprüht. Dem Wachstum zuschauen und die Ernte, das sind wahre Freuden. Durch den Garten hat sich mein Leben positiv verändert. Jetzt muss ich aufhören, weil ich nun das Unkraut jäten gehe. *Manfred S., Foto: dw*

Wasserwald - die grüne Lunge von Linz

Der Wasserwald ist ein weitläufiges, grünes Areal mitten in Linz. Wichtig ist, dass es ein Wasserschutzgebiet und daher naturbelassen geblieben ist. Ich gehe mit meiner Freundin dort oft spazieren wenn das Wetter passt. Man hat die Möglichkeit, sich an vielen lauschigen Plätzen auszuruhen. Es gibt große Wiesen, Bänke und Tische, ideal um ein Picknick abzuhalten. Der Park eignet sich auch für Familienspaziergänge, da die Kinder sich bewegen können und es zwei schöne Spielplätze gibt. Es gibt auch Fitnessparcours und eine Laufstrecke, so kommen auch Sportler auf ihre Kosten. In der Mitte liegt eine große Hunde-Freilauffläche. Weil der Park so groß ist, kommt man sich aber nicht in die Quere. Wenn man dann genug spazieren gegangen ist, Sport getrieben hat oder die Kinder sich genug ausgetobt haben, gibt es am Rande des Wasserwaldes noch ein Gasthaus, in dem man sich stärken kann. Da wir in Scharlinz wohnen, können wir den Wasserwald zu Fuß erreichen. Meistens sind wir zwei Stunden unterwegs und es tut richtig gut. Ich meine, dass Bewegung am Abend gesund und gut vor dem Einschlafen ist. Wir nennen »unseren« Wasserwald gerne die »grüne Lunge von Linz«, denn es fahren kaum Autos dort und die Umgebung ist umweltfreundlich. Sollten wir hier wegziehen, werden wir mit Sicherheit des öfteren zurückkommen, um gemütlich spazieren zu gehen. *Manfred R.*

Die »Hand Gottes« am Linzer Bauernberg

Anlässlich eines Glaubens-Seminars in der Linzer Herz-Jesu-Pfarrkirche durfte ich es zweimal wieder genießen, wie wunderbar es ist, in der Hand Gottes geborgen zu sein – und dort auch zu schlafen. Die »Hand Gottes« gibt es auch physisch/räumlich/geographisch verortet in Linz: das ovale Rondeau in der wunderschönen Park-Anlage auf halber Höhe





am Linzer Bauernberg: eine offene Schale, wie eine riesige Handfläche: die »Hand Gottes«, oder wie es in dem wunderschönen Lied vom irischen Reisesegen heißt: »The Palm of His Hand«. In einem anderen Lied heißt es: »Da berühren sich Himmel und Erde«. Ja, und in dieser wunderbaren »Hand Gottes«, offen und weit ausgestreckt, kann man auch schlafen. Ich habe das in der Zeit meiner Obdachlosigkeit des öfteren getan, und jetzt auch wieder, gleich zweimal hintereinander. Halleluja! Und für das zweite Mal habe ich, weil es am Abend davor leicht geregnet hatte, einen neuen Platz gefunden: nicht auf der Bank, die ich sonst immer benützt habe, sondern unter einem der dichten Nadelbäume an der unteren Seite mit herrlichem Blick nach oben, zur Gugl und zum Aphrodite-Tempel am Morgen danach. Wirklich wunderbar! Ich preise Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zu der auch Linz gehört und der Linzer Bauernberg, seine ganze Schöpfung und eben auch die »Hand Gottes«. Und ich preise auch den Herrn Hatschek, den »Schöpfer dieser Anlagen«, wie es auf einer der Gedenktafeln zu lesen ist. Gott bedient sich bei seiner »Schöpfung« eben bisweilen auch kreativer Menschen. Halleluja! *Johannes, Foto: dw*

Erleuchtungs-Stupa

Da ich mit meinem Mann schon seit längerer Zeit in Leonding wohne, gehe ich öfters am Freinberg spazieren. Mein Weg beginnt meistens schon bei der Stadtgärtnerei und führt dann über den Sternwarteweg zur Erleuchtungs-Stupa, welche als Symbol für den »erwachten Geist« über der Stadt steht. Dort thront sie in ihrer vollen Pracht in einem öffentlichen Park auf dem Linzer Freinberg. Das ist ein wirklich ruhiger Ort. Es gibt dort viele Bänke und Bäume, die Schatten spenden. Von hier aus hat man übrigens auch eine wunderschöne Aussicht. An manchen Tagen kann man weit in die Ferne schauen. Dort verweile ich oft sehr lange und kann inne halten. Wenn es mir psychisch schlecht geht, kann ich hier wieder Kraft tanken. Augen schließen, durchatmen und dann in die Ferne blicken und Hoffnung schöpfen - so werden dann meine Sorgen leichter. Auf meinem Heimweg mache ich dann oft auch einen Abstecher zum Botanischen Garten und spüre, dass ich wieder im Einklang mit mir selbst bin. *Claudia, Foto: Walter*



Hessenpark - Wohnzimmer für spezielle Menschen

Früher war der Hessenpark noch anders, als er sich heute präsentiert – mehr Bäume und Blumen, ein kleiner Stammkern von Alkoholikern, die stets auf denselben Bänken saßen sowie Treffpunkt einiger Süchtiger. Damals habe ich ihn nicht so gemocht. Es fehlte an Kreativität und Konstruktivität – die Aura war mir einfach zu negativ. Meinen Platz fand ich damals in einem kleinen, berüchtigten Lokal in der Altstadt. Dort fand ich mehr Gleichgesinnte – standhafte, positiv gesinnte, liebe Kellner und eine Vielfalt von Menschen - alt bis jung, g'scheit bis dumm. Dieses Lokal war für viele Randgruppen und Individuen ihr teilweise einziger sozialer Treffpunkt, für viele war es »ihr Wohnzimmer«. Dann kam das Aus. Die Stadt wollte dieses berüchtigte Lokal weg haben, was nach langem Kampf gelang. Ab diesem Zeitpunkt begann im Hessenpark eine neue Ära. Viele Freunde und Spezis vom Lokal mieden den Park früher. Doch als ihnen ihr Wohnzimmer genommen wurde, wagten sich anfangs einige wenige in diesen Stadtpark. So auch ich. Das sahen wiederum andere, worauf sich immer mehr Leute hineinwagten. Wo Vielfalt, wird Vielfalt angezogen - ganz nach dem Gesetz der Resonanz. In den jüngsten Jahren seit der Krise der Flüchtenden kamen nun auch Menschen verschiedenster Nationen und Mentalitäten, was nicht jeder gut findet. Diese Vielfalt ist besonders positiv zu sehen, denn verschiedenste Erfahrungen treffen aufeinander und bringen neue Erfahrungen hervor. Dadurch können die Menschen von-



einander lernen. Das wiederum schafft Bewusstseinsweiterung. Leider aber ist es dann meist so - wo Vielfalt ist, gibt es Leute, die Negativstimmung machen. Politische Entscheidungsträger der Stadt und auch einige Bürger wollen die Szene von dort weg haben. Dazu wurden bereits Bäume umgeschnitten, um den Platz unattraktiv für Drogen-Geschäfte zu machen. Doch bekommt man ein Problem weg, wenn man nur das Symptom verdeckt? Nein! Die Menschen und Randgruppen brauchen einen Platz, wo sie erwünscht sind, ihre Gleichgesinnten treffen und Erfahrungen machen können.« *Michelle, Foto: de*

Hasen, Ruhe und Harmonie am Schlossberg

Mein liebster Platz in Linz ist bei der 100-jährigen Platane am Schlossberg. Ich stehe oft sehr früh am Morgen auf. Da ist es noch ganz ruhig und auch von der Stadt herauf hört man noch wenig Verkehrslärm. Da tummeln sich oft Hasen in der Wiese und ich bleibe ruhig sitzen und schaue ihnen zu. Wenn Tau liegt, dann riecht man das frische Gras. Ab und zu nehme ich eine Jause mit und freue mich über den wunderbaren Blick auf die Donau, die Nibelungenbrücke und hinüber nach Urfahr. Es wäre schön, diese Stimmung mit jemandem zu teilen. Ich gehe aber meist alleine hin und denke oft über den Sinn des Lebens nach. Das Schloss und die alten Mauern erinnern mich auch an das Mittelalter und die Geschichte von Linz. Im Museum kann man alte Ritterrüstungen, Möbel, Geschirr und wertvolle Kostbarkeiten aus alten Zeiten sehen. Wenn ich Zeit habe, wandere ich weiter den Freinberg hinauf zur Franz-Josefs-Warte. Sie wurde zum 40-jährigen Thron-Jubiläum von Kaiser Franz Josef errichtet. Besonders schön ist es im Herbst, wenn der Nebel über der Stadt liegt. Wenn man Glück hat, ragt auf der anderen Seite die Pöstlingbergkirche aus dem Nebel heraus. Das ist eine magische Stimmung. Für mich ist das ein Gefühl von Harmonie, Liebe und Hoffnung. *Zoran, Foto: hz*

Gratisbaden im idyllischen Pichlingersee

Am Rande der Stadt Linz liegt der Pichlingersee. Seit meiner frühesten Kindheit gehe ich dorthin, um mir im Sommer eine Abkühlung zu holen. Den See erreicht man mit den Buslinien 11 und 19 der Linz AG. Will man jedoch schneller hinkommen, und ist man noch dazu im Besitz einer Monatskarte für Linz, dann kann man auch mit der ÖBB bis zur Haltestelle Pichlingersee fahren, und das noch dazu gratis. Wann immer ich dort bin, suche ich mir einen Platz, meistens an derselben Stelle, wie schon viele Male zuvor. Dort kommen Erinnerungen an früher in mir hoch, weil ich hier auch schon vor vielen Jahren in der Nähe zum Baden gegangen bin. Der Vorteil an dieser Stelle ist, dass sich in der Nähe ein Würstelstand und auch ein öffentliches WC befinden. Je nach Lust und Laune gehe ich dann noch eine Runde um den See. Es gibt dort auch eine Mini-Golf-Anlage, einige Restaurants und einen kleinen Fitnessparcour. Freilich kann man dorthin auch mit einem Auto, Fahrrad oder Motorrad fahren, was bei mir aber leider nicht möglich ist. Erstens habe ich keinen Führerschein für das Auto und Motorrad, und mit dem Fahrrad ist es mir zu weit. Im Sommer fahre ich meist zeitig in der Früh schon zum See, weil noch nicht so viele Leute dort sind und man noch freie Platzwahl hat. Der Vorteil gegenüber einem Freibad ist, dass man keinen Eintritt bezahlen muss. Meist nehme ich mir meine Verpflegung selber mit: ein Getränk und einen Wurstsalat. Plagt mich jedoch der Durst nach etwas Kaltem, oder will ich mal ein Eis, gehe ich zum Würstelstand, wo man nicht allzuviel für Speis und Trank bezahlt. Bemerke ich dann am frühen Nachmittag, dass immer mehr Menschen zum Baden kommen, packe ich meine Sachen und fahre glücklich und abgekühlt wieder nach Hause mit dem Gedanken, dass ich bald wieder vorbei komme. *Sonja, Foto Mitte: de, unten: wh*





Ein ständiges Auf und Ab

Aus dem wechselvollen Leben von Harald

Ich wurde 1966 in Freistadt als eines von acht Kindern geboren. Aufgewachsen sind wir in einer Wohnung gleich hinter der Brauerei. Nachdem meine Geschwister und ich alle ungefähr drei bis vier Jahre auseinander liegen, haben wir nie alle zusammen in der Wohnung gelebt, weil manche meiner Geschwister schon aus dem Haus waren, um einer Lehre oder einem Beruf nachzugehen. Ich war sozusagen das Nesthäkchen, hatte es zu Hause wirklich gut, wurde aber öfters von meinen Geschwistern als Muttersöhnchen bezeichnet, was mich damals sehr kränkte. Abgesehen davon war meine Kindheit aber wirklich schön. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war

Faustball, wobei Freistadt in diesen Jahren als Hochburg dieses Sports bezeichnet werden konnte. Im Marianum wurden wir sogar einmal Schul-Staatsmeister.

Ein unerwarteter EM-Titel

Einer Einberufung ins Junioren-Nationalteam drei Monate vor Lehrbeginn durfte ich nicht folgen, weil mein Vater etwas dagegen hatte. Ich hätte mich ja verletzt und dadurch die Lehrstelle verlieren können. So durfte ich nicht zur Europameisterschaft in die Schweiz mitfahren, die Österreich sogar gewinnen konnte. Trotzdem bekam ich eine Medaille

von meinem Lehrer, der gleichzeitig auch der Trainer des Junioren-Teams war. Nach der Volks- und Hauptschule habe ich in die Tourismusschule in Bad Leonfelden gewechselt, die mir jedoch nach circa einem halben Jahr zu langweilig wurde. Stattdessen begann ich eine Lehre in Pasching im Restaurant »Matchpoint«, das zum Tennisplatz »Rosenbauer« gehörte. Nach zwei Wochen hielt mir meine Vorgesetzte eine Standpauke, weil ich nicht wusste, wie man ein Pfeffersteak zubereitet. Ich wollte bereits die Schürze werfen, als mich mein damaliger Chef doch noch überreden konnte zu bleiben. Irgendwie mochte er mich und es war der Beginn einer tollen Lehr-

zeit. Sie war auch ereignisreich, da beim Tennispoint »Rosenbauer« Miss-Wahlen und Tennisstaatsmeisterschaften abgehalten wurden. Außerdem war Karl Moik mit seinem Musikantenstadl einmal zu Gast. Nach dem Lehrabschluss mit Vorzug musste ich zur Stellung, wobei ich ein halbes Jahr warten musste, bis ich in Wien zum Grundwehrdienst eingezogen wurde. Das war die Zeit, in der ich neben Most die ersten Male zu Bier und Wein griff.

Ich wurde Großküchen-Chef

Dann kam ich in die Kaserne nach Wien, in der meine Grundausbildung nach drei - statt acht - Wochen vorbei war. Der alte Küchenchef war plötzlich verstorben und ich war anscheinend der einzige in der ganzen Kaserne, der Koch gelernt hatte. So wurde ich Chef einer Großküche mit circa 2500 Gästen. Ein großer Vorteil dabei war, dass ich bei meinen Geschwistern in Wien wohnen konnte und nicht in der Kaserne übernachten musste. Meine Arbeitszeit war zwischen 5:00 und 14:00 Uhr, wodurch ich die Nachmittage oft an der Donauinsel verbringen konnte. Nebenbei hatte ich eine Freundin in Linz, die aber leider verheiratet war. Als ich am Ende meines Grundwehrdienstes einen Zeitvertrag angeboten bekam, wollte ich mich schon fast verpflichten, obwohl mein Vater wieder einmal etwas dagegen hatte. Ich rief meine Freundin in Linz an und wollte ihr meine Entscheidung wegen der Verpflichtung mitteilen. Sie erzählte mir, dass genau an diesem Tag die Scheidung durchgegangen war, und dass ich zu ihr nach Linz ziehen sollte, was ich auch machte. So lebte ich also drei Jahre lang mit meiner großen Liebe und ihren drei Kindern in Linz. Arbeit fand ich auch relativ schnell wieder, und zwar im La Piazza.

Die Diagnose änderte alles

Dann bekam meine Freundin die Diagnose »Brustkrebs« und musste sich einer Chemotherapie und einer Operation unterziehen, wobei zum Glück alles gut verlief. Ein halbes Jahr später standen plötzlich meine fertig gepackten Sachen im Vorraum und ich musste ausziehen, ohne einen konkreten Grund genannt zu bekommen. Deshalb lagerte ich meine Sachen bei meinen Eltern in Freistadt und wohnte auch circa drei Monate bei ihnen, bevor ich zu meiner Schwester nach Wien zog. Auch dort fand ich innerhalb einer Woche wieder Arbeit. Als ich meinen Eltern kurze Zeit später einen Besuch abstattete, erzählten sie mir, dass die Tochter meiner Ex-Freundin angerufen hat, weil sie sich mit mir zu einem Gespräch treffen wollte. Gesagt, getan. Ich

traf mich also mit der Tochter meiner Ex-Freundin, die mir erzählte, dass ihre Mutter dem Krebs erlegen sei. Sie gab mir eine Art Manuskript, in dem ihre Mutter unsere Beziehung akribisch festgehalten hatte. Anscheinend hatte sie gespürt, dass sie nicht mehr lange zu leben hatte und hatte sich deshalb von mir getrennt. Ich verspüre noch heute tiefe Trauer. Irgendwie war mein Leben immer von Rückschlägen geprägt – ein ständiges Auf und Ab. Mal verdiente ich fürstlich, dann wieder gar nichts. Ich habe danach noch ein Jahr auf der Ringstraße in Wien gearbeitet, wo ich auch Helmut Zilk und Dagmar Koller kennen gelernt habe. Dann habe ich mich auf »Europa-Tournee« begeben, die mich von Frankreich nach Spanien über die Niederlande nach London und schließlich nach Irland führte. Zurück in Wien arbeitete ich wieder auf der Ringstraße, was mir aber nach einem guten halben Jahr zu monoton wurde, da ich fast nur noch delegierte anstatt selbst zu kochen. Ich war dann zwei Monate arbeitslos. Dazu möchte ich noch erwähnen, dass ich bis dahin nie AMS-Geld bezogen und trotzdem keine Schulden hatte.

Weitere Schicksalsschläge

Im Jahr 2000 erlitt meine Mutter einen leichten Herzinfarkt und lag deshalb auf der Intensivstation. Ich blieb in dieser Zeit bei meinem Vater. Nach ein paar Tagen stattete ich meiner Mutter einen Besuch ab. Obwohl der Oberarzt meinte, dass meine Mutter nach dem Wochenende wieder nach Hause dürfte, sagte meine Mutter zu mir: »Kümmere dich gut um Papa, ich komme nicht mehr heim.« Ich verstand die Welt nicht mehr, aber meine Mutter hatte anscheinend eine Vorahnung, von der der Arzt nur träumen konnte. Am nächsten Tag fiel sie ins Koma. Nach drei Tagen starb meine Mutter dann schließlich. Ich gab alles in Wien auf, pflegte meinen Vater und bezog das erste Mal in meinem Leben Sozialhilfe. Da sich der Zustand rund um die Demenz meines Vaters zusehends verschlechterte und er auch eine Pflegestufe bekam, nahmen wir einen gerade freigewordenen Heimplatz für ihn in Anspruch. Ich meldete mich gleich in Freistadt ab und zog in die Notschlafstelle nach Linz. Ich besuchte meinen Vater jede Woche im Altersheim. Nach weiteren drei Jahren starb auch er. Ich selbst bin dann in Linz hängen geblieben und habe auch wieder einen Job im Café de Paris am Bahnhof bekommen. Allerdings musste ich dort dem Geld nachrennen, weshalb ich die Arbeiterkammer eingeschaltet habe, die die Angelegenheit für mich geregelt haben. Über das Projekt »WIEWO« (Wieder Wohnen für Männer, Anm.) habe ich dann

meine erste Wohnung in der Goethestraße erhalten. In dieser Zeit war eigentlich alles in Ordnung. Ich hatte einen Job und ging regelmäßig zu den Sitzungen der anonymen Alkoholiker, die im Gegensatz zu mir jedoch völlige Abstinenz forderten.

Verlust der Wohnung

In einer schlechten Phase, in der ich wieder mehr trank, vergaß ich, die Miete zu zahlen und verlor die Wohnung wieder. Nach einer Weile bekam ich wieder eine Chance und erhielt wiederum über WIEWO eine Wohnung in der Teufelstraße. Ich arbeitete zu dieser Zeit gelegentlich im Trödlerladen mit und kassierte Sozialhilfe. Durch die Empfehlung des WIEWO-Teams konnte ich über Jobimpuls im Sozialmarkt SOMA in der Wienerstraße zu arbeiten beginnen. Obwohl ich anfangs Zweifel hatte, war es eine super Zeit dort. Ich machte eine Alkoholentwöhnung im Wagner-Jauregg-Krankenhaus. In dieser Zeit lernte ich wieder neue Freunde kennen und bekam über den Geschäftsführer des SOMA eine Genossenschaftswohnung. Unter anderen begegnete ich damals einer bis heute guten Freundin mit ihrer kleinen, entzückenden Tochter aus der Karibik. Eines Nachts fackelte ich fast die ganze Wohnung ab, weil ich eine Zigarette nicht richtig ausgedämpft hatte. So musste ich aus der LAWOG-Wohnung ausziehen, was mir aber so peinlich war, dass ich es dem SOMA-Chef verschwieg. Also wieder zurück in die NOWA. Im Rahmen des 15 Jahre SOMA-Jubiläums wurde ich bei einem großen Fest vom Bürgermeister geehrt. Trotzdem war meine Zeit im SOMA abgelaufen. Nach zwei Verlängerungen wurde ich von »Jobimpuls« wieder in die Privatwirtschaft entlassen. Ich meldete mich beim AMS, meine Arbeitssuche blieb aber leider erfolglos.

Leben auf der Straße

Im Frühjahr 2015 zog ich dann aus der NOWA aus, weil ich es nicht mehr aushielt. Keine Privatsphäre und das ewige Schnarchen meiner Mitbewohner raubten mir den letzten Nerv. Ich versäumte einen AMS-Termin und mir wurde auch das Arbeitslosengeld gestrichen. Seitdem lebe ich auf der Straße und bei Freunden, wobei ich immer im Trockenen und auch halbwegs Warmen schlafe. Über einen Freund kam ich dann zur Kupfermuckn. Anfangs schämte ich mich, die Straßenzeitung zu verkaufen. Mittlerweile kann ich aber voll und ganz dazu stehen. Ich verdiene mir 20 bis 30 Euro am Tag und möchte auch gar nicht mehr, weil sonst wieder ein Absturz vorprogrammiert wäre. *Foto und Text: de*

Fünf Jahre Welser Tageszentrum

Jubiläum der Wärmestube des Vereines Soziales Wohnservice Wels



Gemeinsamer Ausflug zum Zoo Schmiding, Foto: privat

Im August 2017 gibt es einen Geburtstag im Sozialen Wohnservice Wels zu feiern: Das Tageszentrum für Wohnungslose in der Salzburger Straße feiert sein fünfjähriges Bestehen. 2011 platze die Wärmestube in der alten Notschlafstelle E37 aus allen Nähten. Die angebotenen zwölf Plätze waren schon längst zu wenig, ein Ausbau der beengten Verhältnisse war an diesem Standort jedoch nicht möglich. Nach der Zusage durch das Land Oberösterreich für ein neues Tageszentrum im November 2011, wurde rasch ein passendes Objekt gefunden: das ehemalige »Eggenberger Stüberl« in der Salzburger Straße. Es bot ausreichend Platz und viel Licht, die Lage war zentral und ideal für die zukünftigen Gäste.

Auf eine kurze und intensive fünfmonatige Planungsphase folgte der Umbau des Lokals ab April 2012. Bereits am 15. August konnten die neuen Räumlichkeiten eröffnet werden und bieten seither auf 170 m² eine Aufenthaltsmöglichkeit für wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen an.

Ein großer Aufenthaltsraum für die Gäste, ansprechende Sanitärräume, eine funktionelle Küche und ein Mitarbeiterraum sowie ein Frauenraum mit separatem Eingang gehören seither zum Angebot des Tageszentrums. Freundliche Farben und helle Möbel verbreiten eine angenehme und behagliche Atmosphäre. Dank der Unterstützung durch Sponsoren konnte die Einrichtung neu und zweckmäßig angeschafft werden.

Highlights der letzten fünf Jahre

Bereits kurz nach der Eröffnung gab es im November 2012 hohen Besuch im neuen Tageszentrum. Im Rahmen des Oberösterreich-Tages beehrte die ehemalige First Lady, Margit Fischer das Soziale Wohnservice. Sie nahm sich viel Zeit, mit den Gästen ins Gespräch zu kommen und beglückwünschte die Mitarbeitenden zu ihrer ausgezeichneten Arbeit. Im Rahmen des »Monats für Respekt und Toleranz« der Stadt Wels fand jährlich ein gemeinsames Kegeln mit anschließendem Bratlessen aller Klienten und Klientinnen des Sozialen

Wohnservice statt. Diese Veranstaltung war für viele Gäste eine besondere und immer lustige Sache, bei der vor allem der Gemeinschaftssinn immer im Vordergrund stand. Da die einzige größere Kegelbahn innerhalb des Stadtgebietes von Wels vor rund zwei Jahren zugesperrt wurde, konnte diese Veranstaltung zum Leidwesen aller nicht mehr fortgeführt werden. Jährliche Ausflüge oder Grillfeste für die Gäste des Tageszentrums und die Verkäufer der Kupfermuckn haben das Kegeln abgelöst. So standen einmal das »Agrarium« und ein Besuch des Zoos Schmiding auf dem Programm. Spielenachmittage, Advent- und Weihnachtsfeiern, Malkurse und vieles mehr werden angeboten und kommen immer wieder gut an.

Das Angebot

Das Tageszentrum ist eine Anlaufstelle für Menschen, die wohnungslos oder von Wohnungslosigkeit bedroht sind. Die Einrichtung bietet eine minimale Grundversorgung und eine sichere, warme Aufenthaltsmöglichkeit. Betroffene Personen finden hier die Möglichkeit zur Körperpflege und zum Wäsche-Waschen, erhalten ein warmes, frischgekochtes Mittagessen um einen Euro und eine Jause.

»Besonders dankbar sind wir über die vielen Lebensmittelspenden, die wir von verschiedensten Welser Geschäften und Unternehmen erhalten. Diese ermöglichen es, dass wir eine kostenlose Jause und ein abwechslungsreiches, gesundes, warmes Mittagessen anbieten können«, freut sich Geschäftsführerin Petra Wimmer.

Während der Öffnungszeiten – diese sind an 365 Tagen im Jahr – von Montag bis Freitag 9 - 17 Uhr und an Sonn- und Feiertagen von 10 - 14 Uhr – können betroffene Personen eine Meldeadresse beantragen oder das Beratungs- und Informationsangebot nutzen. Für Frauen bietet die Einrichtung einen eigenen geschützten Raum, der einen separaten Eingang hat. Außerdem erhalten die Welser Kupfermuckn-Verkäufer ihre Zeitungen im Tageszentrum.

»Social Cooking« – gemeinsam kochen für Obdachlose

Bestens etabliert hat sich das »Social Cooking« Projekt, das im August 2013 startete. »Social Cooking« richtet sich an Unternehmen, Vereine, Jugendgruppen oder Freundesrunden, die für sozial schwächere Menschen ein warmes Mittagessen kochen möchten. Dazu sind nur wenige Zutaten notwendig: ein paar Stunden Zeit, ein kleines Kochteam sowie eine Kochidee, Lebensmittel für etwa 50 Portionen und vor allem Freude daran, mit selbstgekochtem Essen zu helfen. Ein besonderes Highlight am Welternährungstag im Oktober 2014 war das Kochen von Andy & Silli von »Life Radio« und das Weihnachtessen der KIWANIS Wels. Besonders erfreulich ist die Tatsache, dass viele Social-Cooking-Gruppen zu Wiederholungstätern werden und jährlich immer wieder die Gäste im Tageszentrum bekochen - wie die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von Ikea Distribution Services oder der Verein »Beth-El B'Israel« Gebetshaus für Israel, die alljährlich zu Weihnachten für ein feines Essen sorgen und die Gäste mit kleinen Geschenken bedenken.

»Wir wollen den Menschen einen besseren Alltag bieten, mit denen es das Schicksal nicht so gut gemeint hat. Wir unterstützen aus diesem Grund das SWS seit einigen Jahren mit dem was wir am besten können: mit Einrichtungen für die Notschlafstelle, das Tageszentrum und Übergangswohnungen.« Reinhard Wandl-Prucha von Ikea Distribution Services zur langjährigen Unterstützung des SWS.

Die Feierlichkeiten

Ein fünfter Geburtstag soll gebührend gefeiert werden. Im Mittelpunkt der geplanten Feierlichkeiten stehen natürlich die Gäste des Tageszentrums. So wird im Laufe des Jahres der gesamte Vorstand des Sozialen Wohnservice für die Gäste im Tageszentrum ein köstliches Mittagessen frisch zubereiten. Ende Juni geht es zum Jubiläumsausflug auf den Grünberg und an den Traunsee inklusive einer Schifffahrt. Auch ein Kinobesuch ist im Laufe des Jahres geplant.

Als Highlight findet die große Jubiläumsfeier für die Gäste des Tageszentrums am 6. September 2017 statt. Grill-Vize-Weltmeister Franz Kupetzius hat sich zum wiederholten Mal bereit erklärt, sein köstliches, reichhaltiges Barbecue zur Mittagszeit für die Gäste aufzutischen. Zu jeder Jubiläumsfeier gehört Musik dazu. Einer der Mitarbeiter des SWS wird mit seiner Musikerfreundesrunde »Fritz

& Freunde« das Fest musikalisch umrahmen. Und nachdem eine Geburtstagsfeier ohne Geschenke keine richtige Feier ist, haben sich langjährige Unterstützer des Vereins, allen voran »MÖBEL LEINER«, bereit erklärt, Sachspenden für eine Geschenke-Tombola für unsere Gäste zur Verfügung zu stellen.

Weitere Wohnservice-Angebote

Notschlafstelle: Das Haus Eisenhowerstraße 37 bietet wohnungslosen Männern und Frauen eine Schlafmöglichkeit mit fachkundiger Betreuung. Im Notfall kann man für eine Nacht, im Bedarfsfall bis zu einem Jahr bleiben.

Wohnheim: Im Haus E 37 bieten wir eine längerfristige Wohnmöglichkeit für erwachsene Frauen und Männer, die in der momentanen Lebenssituation ihren Alltag nicht alleine bewältigen können.

Übergangswohnen: Manchmal ist der Schritt zu einer eigenen Wohnung zu groß. Daher bieten wir als Zwischenlösung 17 betreute Übergangswohnungen in Wels an.

Das Tageszentrum in Zahlen:

Eröffnung: 16. August 2012

	Besuche	Essen	Personen
2012	3.211	3.817	86
2013	13.890	8.530	218
2014	15.976	8.882	626
2015	15.763	8.312	681
2016	16.034	7.830	683

Social Cooking:

Start: August 2013

Von fünf Gruppen 2013 stieg die Zahl auf 19 Gruppen im Jahr 2016 an.

Wir freuen uns auch weiterhin über Ihre Unterstützung

Damit die Hilfe des Sozialen Wohnservice Wels für wohnungslose Menschen auch weiterhin sichergestellt ist, ist laufende Unterstützung notwendig. Es gibt viele Möglichkeiten das zu tun, sei es mit finanzieller Unterstützung, Sachspenden oder einem der Projekte »Social-Cooking« oder »Social-Shopping«. Dazu gibt es viele Informationen auf der Homepage www.sws-wels.at. Das SWS-Team freut sich über Ihre Unterstützung!



Oben: Geschäftsführerin Wimmer, Obmann Dr. Dorner und Margit Fischer im Tageszentrum, Mitte: Life Radio mit Andy und Silli, unten: Tageszentrum Wels. Fotos: SWS-Wels



Kürzung der Mindestsicherung für Familien in Oberösterreich

Verkäuferin Birgit im Porträt

Kannst du dich deinen Lesern kurz vorstellen?

Ich heiße Birgit, bin 38 Jahre alt und bin in Steyr aufgewachsen. Seit Ende Februar diesen Jahres lebe ich in Linz - zuvor in der Notschlafstelle, momentan aber auf der Straße. Ich habe fünf Kinder, die allesamt in Bad Hall leben. Nach der Schule habe ich eine Lehre zur Tischlerin begonnen, die ich jedoch nach circa zehn Monaten aufgrund der ersten Schwangerschaft abbrechen musste.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Wie schon erwähnt, bin ich momentan obdachlos und schlafe an verschiedenen Plätzen. Zur Zeit kann ich zum Glück bei Freunden übernachten. Davor musste ich auf der Straße schlafen. Ich möchte mich bei der ARGE SIE anmelden, um vielleicht eine Übergangswohnung zu erhalten.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Von meinem Kupfermuckn-Verdienst kaufe ich mir vor allem Lebensmittel. Wenn mir etwas mehr von dem Geld bleibt, fahre ich nach Bad Hall und besuche meine Kinder.

Was erlebst du beim Verkauf?

Bisher habe ich nur Positives erlebt. Die Menschen sind nett zu mir. Meistens geben mir die Käufer auch mehr Geld, als die Zeitung eigentlich kostet. Außerdem bekomme ich öfters auch etwas zum Essen und zum Trinken. Vor allem jetzt, wo die Temperaturen so hoch sind.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Ich wünsche mir, dass ich in absehbarer Zeit wieder eine Arbeit und auch eine Wohnung finde. Diese müsste nicht einmal groß sein, ich bin da sehr bescheiden. *Foto: de*

Am 8. Juni wurde im Oö. Landtag mit den Stimmen von ÖVP und FPÖ eine Deckelung der bedarfsorientierten Mindestsicherung (BMS) in der Höhe von 1.512 Euro monatlich beschlossen. Das »Deckel-Gesetz« wird mit 1. Oktober 2017 in Kraft treten und eine Verringerung der Mindestsicherung für kinderreiche Familien bedeuten.

Die BefürworterInnen dieser Deckelung begründen das mit dem Leistungs- und Gerechtigkeitsprinzip. Zum Beispiel ein Zitat des Sozialsprechers der OÖVP: »... In einem Land wie Oberösterreich muss es sich lohnen, aufzustehen und anzupacken...«. Sie lassen damit den Eindruck entstehen, dass Mindestsicherungs-BezieherInnen nicht leistungsbereit (= arbeitsunwillig) seien und sich unfair auf Kosten der Allgemeinheit ihr Leben finanzieren lassen. Die Anspruchsvoraussetzungen für den Bezug der Mindestsicherung werden von der Behörde genau geprüft. Wer arbeitsfähig ist, muss arbeiten gehen oder jedenfalls Bewerbungsaktivitäten nachweisen. Unter diesen Voraussetzungen ist es völlig in Ordnung, Mindestsicherung zu beziehen. Es besteht hier immerhin ein Rechtsanspruch. Missbrauchs-

fälle sind äußerst selten. Von diesen wenigen Fällen aber auf die BezieherInnen allgemein zu schließen und sie insgesamt zu verdächtigen, ist unzulässig und abzulehnen.

Zur Deckelung an sich: sie ist kompliziert und wird damit in der Verwaltung so aufwändig sein, dass die Kosten für zusätzliche Bearbeitungszeiten die Einsparungen aus der Deckelung deutlich übersteigen werden. Die Deckelung wird eine Verstärkung von Not und Armut bei den betroffenen kinderreichen Haushalten bewirken. Insbesondere werden die Entwicklungsmöglichkeiten für die Kinder eingeschränkt. Denn für einen sozialen Aufstieg ist gute Bildung die Grundlage, gute Bildung ist aber teuer. Die Beschneidung der lebensnotwendigen Grundlage bedeutet daher eine Chancenvernichtung für die Kinder. Eine Gesellschaft, welche die Entwicklung jener Generation behindert, die künftig für Wertschöpfung sorgen soll, handelt unsozial und unverantwortlich. Und sie handelt langfristig gegen ihre eigenen Interessen.

Josef Pürmayr, Geschäftsführer Sozialplattform OÖ, Koordinator des Armutsnetzwerk OÖ

TEIL
MEINES
LEBENS.

VKB | BANK

Für ein lebenswertes Leben von sozial benachteiligten Menschen:
Ihre Spende für die Kupfermuckn.
IBAN AT02 1860 0000 1063 5100, BIC VKBLAT2L

www.vkb-bank.at



LAND
OBERÖSTERREICH

Die Straßenzeitung Kupfermuckn wird als »Tagesstruktur der Wohnungslosenhilfe OÖ« von der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich finanziell unterstützt.



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmakrt
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Di. bis Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-13 Uhr, Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktions-sitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz
Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach vorbei! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und Straßenverkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 28. August 2017 bei Ihrem Kupfermuckn-Verkäufer.

Verkaufsausweis

Achten Sie bitte auf den aktuellen Verkaufsausweis: Blau/Schwarz mit Farbfoto und einer Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Obdachlosenratgeber Linz

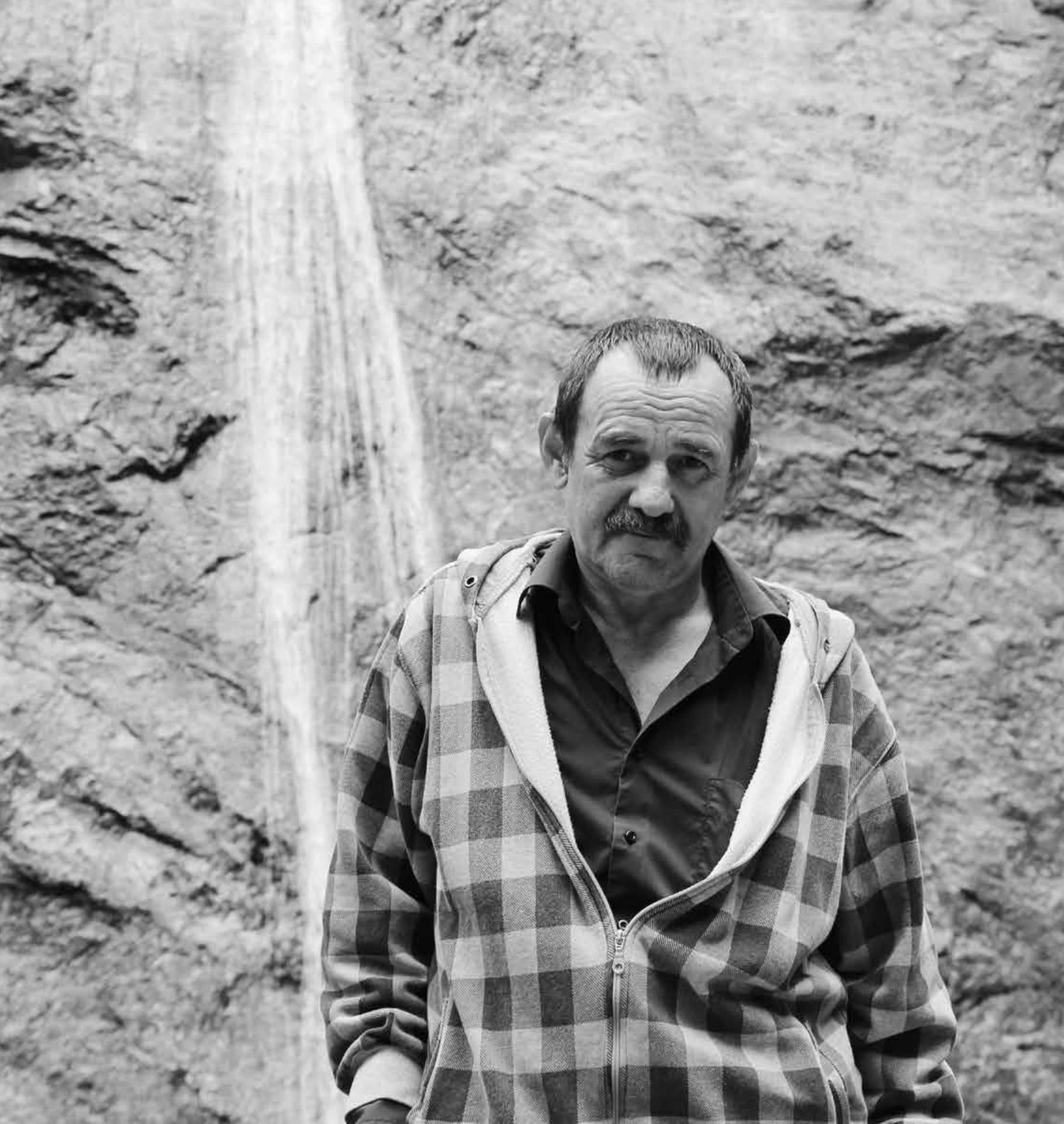
Für Menschen in akuter Wohnungsnot hat die Straßenzeitung Kupfermuckn einen Falter mit vielen hilfreichen Adressen herausgegeben. Diesen und weitere Informationen finden Sie unter www.arge-obdachlose.at

Facebook und Kupfermucknarchiv

Die Kupfermuckn ist auch auf Facebook aktiv und 3.165 Freunde freuen sich über aktuelle Informationen unter <http://www.facebook.com/kupfermuckn>. Auf unserer Homepage »www.kupfermuckn.at« können Sie im Kupfermucknarchiv ältere Nummern herunterladen oder online nachlesen.

Spendenkonto

Kupfermuckn - Arge für Obdachlose, VKB Bank,
IBAN: AT461860000010635860
BIC: VKBLAT2L



**Wir wünschen allen Leserinnen
und Lesern einen schönen Sommer!**